



„Ich will sie sammeln



von den Enden der Erde“



Herausgeber:
SABBATRUHE-ADVENT-GEMEINSCHAFT

Gesamtherstellung und Versand:
Sabbatruhe-Advent-Gemeinschaft
Waldstraße 37
D-57520 Dickendorf

Erste Ausgabe:
Oktober 1998

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Der Arm des Herrn ist nicht zu kurz.	7
<i>Ralf Euerl</i>	
Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens	17
<i>Cordula Schwarz</i>	
Ich habe dich bei deinem Namen gerufen	27
<i>Heinrich Halmen</i>	
Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen	39
<i>Gisi Gläser</i>	
Ein Donnerskind wird bekehrt	46
<i>Ralf Melber</i>	
Mit „Fäusten“ auf der Suche nach Wahrheit und Liebe	57
<i>Irène Hochstrasser</i>	
Ein Bruder ist für die Not geboren	73
<i>Peter Storch</i>	
Die zwei wichtigsten Stunden meines Lebens	79
<i>Gitta Buchner</i>	
Antworten auf Fragen.	83
<i>Joachim Schwarz</i>	

Vorwort

Liebe Jugendliche!

Ich will Euch kurz erzählen, wie es zu diesem Buch kam.

Es war an einem Tag im Winter, ich war gesundheitlich sehr angefochten. Um mir Glauben und Mut zuzusprechen, versuchte ich, alles aufzuschreiben, wo Gott mir in meinem Leben schon geholfen hatte. Als ich dann über all diese Erfahrungen nachdachte, wurde mir klar, daß Gott mir auch diesmal helfen würde, obwohl ich keinen Ausweg sah und nur Dunkelheit mich zu umgeben schien. Dies erfüllte mich mit großer Freude und Mut, und die Arbeit ging in der Folge wieder viel leichter von der Hand, auch wenn die Anfechtung selber noch nicht weg war.

Mit dieser neuen Freude im Herzen wurde mir plötzlich klar, daß ich meine Erfahrung, wie ich meinen Heiland gefunden habe, aufschreiben könnte. Ich wollte auch andere bitten, dies zu tun, und dann ein Buch zusammenstellen. So arbeitete ich meistens in Zeiten der Anfechtung an diesem Buch, was sich für mich als großer Segen erwies.

Wenn Ihr nun anfangt, das Buch zu lesen, möchte ich Euch noch einen Rat auf den Weg geben:

Verschlingt es nicht einfach, weil es viele spannende Stellen gibt.

Versucht, Euch in das Leben des Schreibers zu versetzen, versucht nachzuvollziehen, was er gedacht und wie er gelitten hat, was seine Hoffnungen und Nöte waren, und lest dann, wie Gott jeweils alles gelöst hat und wie jeder die Wiedergeburt erfahren hat, wie auf jede Frage eine Antwort zur rechten Zeit kam, wie jedes Problem gelöst wurde, wenn sich derjenige wirklich an Gott geklammert hat.

Zum Abschluß soll Euch der Text in Erinnerung gerufen sein:

„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ *Matthäus 6,33*.

An dieser Stelle möchte ich auch nicht versäumen, allen, die irgendeinen Beitrag zu diesem Buch geleistet haben, ein herzliches Dankeschön zu sagen.

Im Juni 1998

Irène Hochstrasser

Der Arm des Herrn ist nicht zu kurz

Um Euch zu berichten, wie ich zur Wiedergeburt gefunden habe, will ich Euch zuerst ein wenig aus meinem Leben erzählen.

Meine Eltern waren aktive Glieder der STA-Gemeinde und erzo-gen mich entsprechend. Schon früh lernte ich die biblischen Ge-schichten kennen und wurde in das Gemeindeleben eingebunden. Ich wuchs förmlich in die Gemeinde meiner Eltern hinein. Doch wenn ich auch in die STA-Gemeinde hineingeboren wurde, so war ich deshalb noch lange nicht wiedergeboren. Bei all den religiösen Aktivitäten hatte ich ein inneres Verlangen, das sich nicht stillen ließ.

Ich wußte, wie David den Riesen Goliath überwältigt hatte, doch wie ich mit meinen Problemen fertig werden sollte, war mir nicht klar. Ich hatte gelesen, wie Jesus den Sturm auf dem See Geneza-reth gestillt hatte, aber wie die Stürme der Leidenschaften in mei-nem Herzen unter Kontrolle kommen sollten, war mir unbekannt. Ich kannte Gott nicht aus persönlicher Erfahrung.

Mit 11 Jahren wechselte ich von der Volksschule auf dem Land ins Gymnasium in der Stadt. Damit begann ein völlig neuer Lebensab-schnitt. Ich fuhr nun mit der Bahn 12 km nach Nürnberg, stieg in die Straßenbahn um, fuhr 6 Stationen, bis ich — noch die letzten Me-ter zu Fuß gehend — mein Ziel erreichte.

Die Eindrücke einer Großstadt prägten mich sehr, ohne daß ich dies damals so richtig wahrnahm. Weil ich schon immer etwas men-schenscheu war, zog ich es meist vor, vom Hauptbahnhof aus die letz-te Etappe zu Fuß zu gehen, statt mit der überfüllten Straßenbahn zu fahren. Auf diese Weise war ich natürlich noch mehr Eindrücken ausgesetzt.

Die Hektik der Stadtmenschen, der Verkehrslärm, die Nervosität gereizter Spätaufsteher, die Überfülle optischer Eindrücke, die durch Abgase verunreinigte Luft, all dies gehörte bald zu meinem Alltag.

Ich sah Betrunkene, die nicht mehr Herr ihrer selbst waren, und beobachtete Stadstreicher, die im Bahnhof herumlungerten. Am Kiosk starrten mich nackte Frauen auf Zeitschriften an, und vor meiner Nase drehten Klassenkameraden selbstgemachte Zigaret-ten. Ich war mitten unter rennenden Menschen, die Angst hatten, ihren Zug zu verpassen, und stumpfsinnig dastehenden Träumern, die nicht wußten, wie sie ihre Zeit totschiagen sollten. Ausgelassene Mädchen, die über jede Kleinigkeit kicherten, und traurig dreinblik-

kende alte Menschen, die möglicherweise um ihren verstorbenen Ehepartner trauerten, selbstsüchtige Profitmacher und ausgeflippte Möchte-gern-Rocker, all das gehörte zu meinem täglichen Anblick.

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Die täglichen Eindrücke prägen uns. Auch ich war hier keine Ausnahme. Dazu kam noch der Einfluß eines Klassenkameraden, der, da er im gleichen Ort wohnte, denselben Schulweg hatte wie ich. Dieser war offener Atheist, nahm es mit der Wahrheit nicht so genau und hatte eine Vorliebe für Pornohefte. Wahrlich nicht der beste Umgang! Aber er war nun einmal der einzige, der mein Los in einem solch großen Ausmaß teilte und mit dem ich notgedrungen viel Zeit zusammen war. Natürlich hatte er auch seine guten Seiten, aber Satan hatte durch ihn eine große Angriffsfläche.

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war Lesen. Direkt auf meinem Schulweg lag eine kleine Bücherei, und dort war ich des öfteren und holte mir immer wieder neuen Lesestoff. Abenteuerbücher gehörten mit zu meinen Favoriten. Aber auch Winnetou und Old Shatterhand hatte ich irgendwie ins Herz geschlossen. Sie waren genau das, was ein problembeladener Schüler wie ich brauchte, um dem Frust der Wirklichkeit zu entfliehen. Wenn ich mein Buch in der Hand hatte, dann war ich in einer anderen Welt. Der harte Alltag verlor seine Schrecken, denn der Held meiner Geschichten schaffte es irgendwie doch immer zu überleben. Mochte ihm nachstellen, wer wollte, man hatte immer die Gewißheit, daß der verehrte Held am Ende als Sieger dastand, denn es gab ja noch einen Folgebund, in dem er weiter seine unschlagbaren Fähigkeiten unter Beweis stellte.

Deprimierend war nur die Tatsache, daß die rauhe Wirklichkeit so wenig mit diesen Geschichten übereinstimmte. War ich auf Old Shatterhands Spuren gerade von Sieg zu Sieg geschritten, so konnte ich dies für mein Leben überhaupt nicht behaupten. Das Gegenteil war der Fall. Was lag näher, als daß ich mich noch mehr in meine heile Scheinwelt verkroch. So lange ich in die erfundene Welt der Abenteuerbücher eintauchte, fühlte ich mich mindestens ebenso stark wie der Held der Geschichte, von dem ich gerade las. Also wurde ich Stammkunde der Bücherei und besorgte mir immer wieder neuen Lesestoff, um der schlimmen Wirklichkeit zu entfliehen.

Natürlich verstand ich diese Dinge damals noch nicht so. Heute kann ich gut verstehen, wie auch dies zu einer Art von Sucht werden kann, die einen Menschen in den Bann zieht.

Dies geschah jedoch nicht nur durch Bücher, sondern auch durch Fernsehen. In meinem Tagebuch finden sich Einträge von Western und Krimis, ja sogar Horrorfilmen.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich nach einem Gruselfilm nicht einschlafen konnte. Aus Angst, das Licht auszumachen, nahm ich meine Nachttischlampe mit ins Bett. Als ich später doch vor Müdigkeit einschlief, fiel sie auf die Bettdecke, und der Lampenschirm aus Blech wurde durch die Glühbirne immer heißer. Ich schlief so tief, daß ich nicht einmal merkte, wie ein Loch in den Überzug brann-te, und ich roch auch nicht, daß die Bettfedern schmorten. Wie leicht hätte ein Zimmerbrand entstehen können, wenn nicht Engel ge-wacht hätten, um mein Leben zu bewahren! Ich staune heute über die Geduld, die Jesus mit mir hatte.

Es ist hier nicht der Platz, alle Einflüsse zu beschreiben, die mich in dieser Zeit formten, aber ich habe diese wenigen erwähnt, damit Ihr verstehen könnt, welche Kräfte auf mich einwirkten.

In der Schule selbst war ich nicht gerade eine Leuchte. Es reich-te gerade, um nicht negativ aufzufallen, aber besonders hervorgeho-ben habe ich mich auch nicht — langweiliger Durchschnitt sozusagen, bis auf ein Fach: Französisch! Zwar gefiel mir der Klang der Sprache unwahrscheinlich gut, aber die „komische“ Grammatik wollte einfach nicht in meinen Kopf. Hierfür hatte leider mein Lehrer kein Verständnis und belohnte meine gutgemeinten Versuche immer mit einer der letzten drei Noten. Sogar mein Vorrücken in die nächste Klasse war manchmal gefährdet. Das löste bei meinen Eltern natürlich auch keinen lauten Jubel aus, und so hatte ich auch hier ein Problem, das mich belastete.

Da meine Religion, zumindest auf dem Papier, „adventistisch“ war, wurde ich vom Religionsunterricht befreit und hatte dafür das Fach Ethik zu besuchen. Was ich dort hörte, beschäftigte mich viel.

Wir lernten den Atheismus kennen, die griechischen Philosophen, deutsche Denker und verschiedene Weltreligionen — eben alles, was ein solcher Lehrplan enthält. Und ich ließ dies nicht nur einfach über mich ergehen, sondern beschäftigte mich richtig damit. Irgendwie war mir klar, daß es einen tieferen Sinn im Leben geben müßte, und den wollte ich herausfinden. Vielleicht hatten ja die großen Denker recht, und der Sinn des Lebens war gar nicht im Christentum zu finden!? Irgendwie hoffte ich, meinen Hunger nach wahrem Leben zu stillen und vielleicht durch irgendeine Ideologie zum Ziel zu kommen.

In manchen meiner Freistunden ging ich zum nahe gelegenen Friedhof und suchte dort die Lösung für mein unbefriedigtes Inneres zu finden. Eine seltsame Freizeitbeschäftigung für einen Jungen meines Alters . . .

Irgendwie zog mich die Stille auf Friedhöfen an. Auch schien mich dieser Ort geradezu herauszufordern, über einen tieferen Sinn im Le-

ben nachzudenken. Besonders eine Geschichte, die ich irgendwo einmal gelesen hatte, ging mir bei solchen Gelegenheiten durch den Kopf:

Ein sehr reicher Mann, der sich jeden Wunsch im Leben erfüllen konnte, starb und wurde mit viel Pomp begraben. Neben ihm wurde kurze Zeit später ein sehr armer Mann beigesetzt. Jahre vergingen, und die Leichen wurden zu Erde. Da fraß sich ein Regenwurm durch die beiden Gräber. Er hatte von seinen Vorfahren von dem großen Unterschied gehört, der zwischen den beiden Männern bestanden haben soll. Er schüttelte immer wieder verständnislos den Kopf. „Alles die gleiche Erde“, murmelte er vor sich hin, „es ist doch alles die gleiche Erde.“

Mit diesen Gedanken spazierte ich zwischen den Gräbern umher oder saß dort auf einer Bank und dachte über den Sinn des Lebens nach.

Es war nicht so, daß ich keine adventistischen Bücher las, aber ich fand darin nicht das, wonach ich mich in meinem Innersten sehnte. Auch die Jugendstunden der Adventisten brachten mir nicht das Eigentliche. Irgendwie ahnte ich, daß es noch mehr geben mußte.

Was mir in dieser Zeit am meisten zu schaffen machte, war Folgendes: Es gab in meinem Leben eine Sünde, die ich unbedingt loswerden wollte, aber alle Versuche, davon frei zu werden, scheiterten. Immer wieder nahm ich mir vor, einen neuen Anfang zu machen, doch immer wieder fiel ich zurück. Als ich in meinen Tagebüchern aus dieser Zeit blätterte, fielen mir wiederholte Einträge auf: „Für Jesus entschieden“, „Ja zu Jesus gesagt“, „Will Christ sein und Gott dienen“.

Aber ich mußte nicht lange blättern, um jedesmal wieder die ernüchternde Feststellung zu finden: „Wieder gesündigt“, „war ziemlich unten“, „todunglücklich“, „wieder ganz weit unten“.

Dann kam mir der Gedanke, daß es am schwachen Glauben liegen könnte, wenn sich nichts änderte. Also versuchte ich, eben mehr zu glauben, hatte aber auch damit keinen Erfolg. Was ich auch ausprobierte, ich wurde nicht Herr meines Problems, und die vielen fehlgeschlagenen „Neuanfänge“ entmutigten mich immer mehr.

Könnt Ihr Euch vorstellen, was das bedeutet, wenn man aufgrund seiner religiösen Erziehung genau weiß, daß eine bestimmte Sache falsch ist, schlimme Folgen hat und unbedingt abzulegen ist, und man kommt einfach nicht davon los?

Ich bemühte mich wirklich sehr. Wenn es jemanden gab, der seinen ganzen Willen einsetzte, dann war ich es. Aber es war einfach nichts zu machen, die Sünde war stärker. Zwar gab es zeitweise schon einen Fortschritt, aber nach einer bestimmten Zeit war alles wieder beim alten.

Es war wirklich deprimierend. Im August 72, ich war nun 16 Jahre alt, findet sich folgender Tagebucheintrag:

„Mir ist alles zuwider, fluchte sehr . . . Es kotzt mich alles an. Habe mich völlig aufgegeben. Verstehe gar nicht, wieso Gott mir weiter nachgeht . . . Habe so ziemlich alles aufgegeben und Gott abgesagt.“

Doch dann kam ein kleiner Lichtblick.

Ich lernte auf einer Kinderfreizeit meiner Gemeinde ein nettes Mädchen kennen. Ihr langes lockiges Haar paßte so wunderbar zu ihrer lockeren freundlichen Art, daß es mich richtig fesselte. Ihr ganzes Wesen war genau das Gegenteil von mir. Sie war aufgeschlossen und kontaktfreudig, ich war verkrampft und zurückgezogen. Sie war positiv und optimistisch, ich war eher ein mutloser Schwarzseher. Sie war fröhlich und offen, ich war oft niedergedrückt und verschlossen. Immer, wenn ich mit ihr in Kontakt war, taute ich auf und empfand, wie etwas von dieser Freude auch in mein Leben kam, und ehe ich es richtig merkte, hatte ich mich hoffnungslos in sie verliebt.

Ja, hoffnungslos ist wirklich der beste Ausdruck, denn so sehr ich auch von einer ersehnten Idylle träumte, kam von ihrer Seite kein Anzeichen einer ernsthaften Erwiderung. Zwar tat ich alles, was ein schüchterner Verehrer zustande bringen kann, doch kam keine positive Reaktion.

Als sich die ganze einseitige Liebesgeschichte schon länger hingezogen hatte, kam der ernüchternde Absagebrief. Deutlich schrieb sie, daß sie mit mir nichts Näheres zu tun haben wollte. Diese Mitteilung traf mich unwahrscheinlich hart. Alle meine Vorstellungen brachen zusammen. Was die Enttäuschung so schlimm machte, war nicht nur der Verlust einer möglichen Ehegefährtin, sondern eigentlich mehr noch die Zerstörung meiner Hoffnung, irgendwie aus meiner Lage herauszukommen. Ich verstand nicht, wie ich je aus meiner in mich verbissenen Art herauskommen sollte, wenn es nicht durch eine Ehe sein konnte, und diese Hoffnung war jetzt völlig vernichtet.

Wieder war ich allein mit meinen unbewältigten Problemen; nur war es noch schlimmer als vorher. Im November wollte ich von zu Hause weglaufen. Ich meinte dies ganz ernst, konnte mein Vorhaben nur nicht ausführen, da überall viel Schnee lag und ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte.

In dieser Zeit schrieb ich: „Ich habe das Gefühl, daß zwischen mir und Gott eine Wand ist. Ich kenne mich einfach nicht mehr aus . . . Glaube, ich stehe vor einer großen Entscheidung: Entweder ich werde ein ganz großer Atheist oder ein ganzer Christ. Möchte am liebsten alles hinschmeißen . . . Es fehlt irgend etwas. Sehe keinen Hoffnungsschimmer mehr.“

In dieser Zeit las ich in der Bibel im Buch *Prediger*. „Es ist alles ganz eitel“ hieß es da ständig. Oh, wie gut ich dies verstand! Es war mir so richtig aus dem Herzen geschrieben. Auch für mich war alles „eitel“, um es mit diesem anständigen Wort zu sagen.

Die Sünde wurde ich nicht los, alle religiösen Übungen konnten mich nicht richtig zufriedenstellen, meine „Freundin“ hatte ich verloren, Berufsaussichten hatte ich auch keine, und meine Eltern konnten mich nicht verstehen. Ein Versager auf der ganzen Linie . . .

Wie sehr hätte ich doch in dieser Zeit die Botschaft von der Befreiung aus der Knechtschaft gebraucht!

Aber es gab niemanden in meiner Nähe, den Gott als Werkzeug hätte benutzen können. Meine Eltern und Bekannten kannten nur die unbefriedigenden Lehren des Laodizea-Adventismus, und im Umkreis von einigen hundert Kilometern gab es keinen, der die wahre Botschaft verkündigte.

Meine Kämpfe wurden immer verzweifelter. „Ich kann nicht mehr“, schrieb ich im Dezember 72 in mein Tagebuch. „Mir wird alles zuviel. Warum läßt Gott mich nicht in irgendeiner Ecke verrekken? Bin verzweifelt.“

Mein Zustand war wirklich erbärmlich zu dieser Zeit. Ich war nervös, leicht aufgeregt, fluchte viel, hatte Tobsuchtsanfälle, unwahrscheinliche Angst, zu nichts Lust und die Eigenart, auf den Boden zu spucken, entwickelt. Aber vor allem war ich verzweifelt.

Wenn ich nicht zu alledem auch noch unwahrscheinlich feige gewesen wäre, dann hätte ich meinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht. Ich weiß noch genau, wie ich in einer Freistunde an den nahe gelegenen Fluß ging und mit dem Gedanken spielte, hineinzuspringen. Durch den vielen Regen der letzten Zeit war er ziemlich breit geworden. Die braunen Wassermassen führten allen möglichen Unrat mit. Schwimmen konnte ich nicht, außerdem war es Herbst und schon enorm kalt, da wäre es schnell gegangen. Aber mein Selbsterhaltungstrieb war noch aktiv, und heute weiß ich, daß auch Engel auf mich aufpaßten.

Da zog Satan noch eine weitere Waffe aus seinem Arsenal:

Ich kam mit den Gedanken der „Entmythologisierung“ in Kontakt. Das ist die Lehre, daß es keine echten Wunder gibt, daß Jesus zwar ein begabter, aber doch ganz gewöhnlicher Mensch gewesen ist und daß sich alle Dinge in der Bibel auf natürliche Art erklären lassen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob es freiwillig war oder Schulstoff, aber ich las zumindest ein Buch darüber. Was wäre, wenn der Autor recht hätte? Dann gäbe es in Wirklichkeit doch keinen Sohn Gottes, der auf die Welt gekommen ist, um uns Menschen zu erlösen. Durch diese Gedanken versuchte mir der Böse das bißchen Boden, das ich noch unter den Füßen hatte, völlig wegzuziehen. Aber

irgendwie ließ es Gott nicht zu, daß ich in diesen Strudel hineingezogen wurde.

Im Januar 73 schrieb ich: „Bat Gott ganz ernstlich, wenn es möglich wäre, mit mir nochmals neu anzufangen, es doch zu tun. Ansonsten möchte er doch geben, daß ich nicht mehr weiterleben müsse.“

Dann bekam ich ein Buch eines evangelischen Verlags in die Hand. Es handelte sich darin um Teenagerprobleme. Ich saugte es richtiggehend in mich hinein. Der Verfasser verstand anscheinend, wie es Jugendlichen in diesem Alter geht, denn er schrieb so lebensnah und ansprechend, daß es richtig unter die Haut ging. Und immer wieder verwies er auf Jesus. Das Gelesene bestärkte mich noch in meinem Suchen nach dem Lebendigen.

Nach zweieinhalb Monaten war ich wieder soweit, daß ich von zu Hause weg wollte.

Februar 73: „Alle Sachen zusammengelegt, die ich mitnehmen will, wenn ich ausreiße . . . Habe alles in Plastikbeutel gepackt, was ich mitnehmen will, wenn ich weglaufe. Geregnet — Angst davor — Weinkrampf . . .“

Wenn ich damals nur gewußt hätte, daß ich alle meine Probleme nur mitnehme, dann hätte ich mir diese Versuche sparen können. Doch da ich das Evangelium nicht kannte, hoffte ich durch Flucht aus meiner verzweifelten Lage herauszukommen.

Inzwischen war ich 17 Jahre alt. Zwar träumte ich immer wieder einmal von meiner großen Liebe, aber nach all dem Vorgefallenen hatte ich richtig Angst, ihr in Wirklichkeit zu begegnen. Mir wurde langsam klar, daß ich eigentlich nach etwas anderem suchte.

Wenn ich heute bezeuge, daß ich Paulus in seiner Erfahrung in *Römer 7* verstehe, dann weiß ich, was ich behaupte. Die enttäuschende Routine von Sündigen — Bereuen — Sündigen — Bereuen habe ich wirklich bis zum Anekeln ausgekostet. Ich hatte diese Art Leben so unwahrscheinlich satt. Aber mich damit zufriedenzugeben, daß es eben normal sei und man nichts Besseres erwarten könne, konnte ich auch nicht. Irgend etwas zog oder trieb mich, so daß ich nicht aufhörte zu suchen.

Eines Tages hatte ich ein Erlebnis, das ich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde.

Ich war in einer Freistunde wieder an den Fluß gegangen. Es war ein Herbsttag, und zwar einer von diesen tristen, wolkenverhangenen Schlechtwettertagen. Es nieselte so vor sich hin, und das herabgefallene Laub war glitschig und schlüpfrig geworden. Man mußte richtig aufpassen, daß man nicht ausrutschte. Das Schmuddelwetter, die abgestorbene Natur, alles war so richtig in Harmonie mit meinem Inneren.

Da fiel mir unter einem Baum auf, daß auch helle Blätter zwischen den dunklen lagen. Gedankenverloren hob ich eines davon auf. Es war richtig hell und samtig behaart. Wie war es zwischen die anderen Blätter geraten? Ich drehte es zwischen meinen Fingern, und auf einmal merkte ich, daß es auf der Rückseite ebenso unansehnlich schwarzbraun war wie die anderen. Ja richtig, es hatte auch die gleiche Form.

In diesem Moment konnte der heilige Geist mir einen Lichtblick geben, der mich nach oben zog. Ich erkannte düster, daß ich mit diesem Blatt ein Gleichnis meines Lebens in der Hand hatte. So dreckig wie das Blatt auf der einen Seite aussah, ging es mir im Moment, aber so hell und rein, wie es auf der Rückseite war, konnte mein Leben werden.

Wenn unser himmlischer Vater keinen lebenden Prediger zur Verfügung hat, dann kann er auch die Natur benutzen. Und so sprach er an diesem Tag durch das Blatt zu mir. Zwar wurde mir im nachhinein erst richtig bewußt, was Gott in diesem Augenblick getan hatte, aber ein Hoffnungsschimmer leuchtete schon jetzt und gab mir Mut.

Was mir in dieser Zeit auch sehr half, war das Lesen des Buches *Der Weg zu Christus*. Unser göttlicher Lehrer erteilte mir mit viel Geduld eine Lehre nach der anderen. Stück für Stück führte er mich durch die *Römer-7*-Erfahrung mit ihren ganzen Tiefen.

Im Januar 74 findet sich ein interessanter Eintrag: „Bat Jesus, mich vom Prinzip der Sünde zu befreien.“

Im März schrieb ich: „Bat Jesus, mich von der Sucht zu sündigen zu befreien.“

Ich verwendete natürlich keinen Wortschatz der Botschaft, wie wir sie heute kennen, aber ich wurde dahin geführt, die richtigen Grundsätze zu erkennen.

Mein Gebet lautete: „Wenn Gott noch etwas mit mir anfangen kann, dann kann er mich haben.“

Satan versuchte natürlich sein Opfer festzuhalten. Einmal fühlte ich mich, als ob sich Hände um meinen Hals legten und mich erwürgen wollten.

In dieser Zeit las ich auch Bücher wie *Gottes Liebe bleibt dennoch, Gefoltert für Christus* und *Dem Tode entronnen*. Ich las in den Evangelien ebenso wie in *Christi Gleichnisse* und dem Buch *Der Große Kampf*.

Ein Eintrag vom Juni 73 wäre noch erwähnenswert:

„Bat, Gott möge geben, daß ich nicht sündigen will! Daß ich nicht muß und es nicht tue. War furchtbar. Habe Hände ganz stark gefaltet. Gebetet: Ich kann nichts, nicht mal das Wollen. Wirke alles DU! War danach richtig fertig. Aber der Drang zu sündigen war weg.“

Und ein Gebet vom Mai 74 lautete:

„Ich möchte anders werden (lieb, freundlich, nett). Ich möchte wirklich, daß ich das will, nur manchmal siegt in mir etwas, das dagegen rebelliert. Herr, ich will, hilf meinem Nichtwollen. Greife in mein Leben ein, und mache daraus, was du willst. Herr, ich durfte Augenblicke in deiner Gegenwart erleben, die mich nicht mehr von dir loskommen lassen. Und so möchte ich werden . . . ich will! DU, nicht ich . . . ich sage ja zu dir mit allen Konsequenzen. Greife in mein Leben ein . . . Befreie mich von der Macht Satans. Ich will so sein wie du.“

Ein anderer Eintrag:

„Heiliger Geist, bitte ergreife von meinem Leben Besitz, wohne in meinem Herzen. Herr, ich habe nur eine Angst, nämlich daß ich's nicht ganz ehrlich meine . . . Befreie mich von aller Sünde und von allem Schlechten, das mir anklebt. Reinige mich . . . gib mir bitte ins Herz, das Gute zu wollen. Wandle mich um . . . Gib, daß deine Kraft gestaltend in mein Leben einwirkt und mich von innen her umwandelt . . . Hilf mir, Herr, gegen mich selbst, gegen die Sünde in mir. Herr, ich will sauber, rein, anständig, usw. werden. Ich will . . . Aber ich kann es nicht. Nicht aus mir. Du mußt dieses Werk vollbringen. Von Anfang bis Ende. Gib mir das Wollen und Vollbringen . . . Nimm mich, verkehrt und voll sündiger Neigungen und mache etwas aus mir, was deiner Vorstellung entspricht. Verbanne das Schlechte aus meinem Leben . . . ich will allein dir gehören.“

Gott, der im Herzen liest, verstand mein Gestammel. Würde ich es auch heute, nachdem ich die Botschaft kenne, vielleicht anders ausdrücken, so bin ich sicher, daß unser verständiger Vater wußte, wie ich es meinte, auch wenn ich mich nicht so gut ausdrücken konnte.

Irgendwann zu dieser Zeit muß es gewesen sein, daß Gott mein Leben ändern konnte und mir ein neues Herz gab. Ich kann den genauen Zeitpunkt nicht nennen, aber vorher war mein Leben ein Auf und Ab, eine ständig wiederkehrende Erfahrung des Versuchens und der Niederlage gewesen, wobei es im Ganzen gesehen immer mehr bergab ging.

Nach dieser Zeit finden sich Siege in meinen Tagebuchnotizen. Zwar hatte ich noch viel zu lernen und mit falschen Vorstellungen zu kämpfen, aber ich mußte nicht mehr sündigen, und die Gesamtten-denz war aufwärts. Im Oktober 75 schrieb ich: „Spüre, wie eine Macht den bösen Gedanken widersteht.“

Und etwas später: „Muß mich zum Gehorsam nicht mehr zwingen.“

Wenn ich heute zurückschaue, sehe ich deutlich, wie Gott mich Stück für Stück durch die *Römer-7*-Erfahrung zur Wiedergeburt führte. Da er zu dieser Zeit in meiner Nähe kein menschliches Werk-

zeug zur Verfügung hatte, benutzte er die Umstände, die Natur und das Buch *Der Weg zu Christus*.

Dann brachte Gott mich auch in Kontakt mit wirklich gläubigen Menschen, die ihren Glauben ernst nahmen. Es waren jedoch nicht nur Adventisten, sondern auch andere, von denen ich nicht einmal genau wußte, zu welcher Konfession sie sich bekannten. Wir trafen uns wöchentlich ein- oder zweimal vor Schulbeginn im Klassenzimmer, beteten zusammen und lasen einige Bibeltexte oder tauschten Erfahrungen aus.

Besonders in Erinnerung behalten habe ich einen Jungen in meinem Alter oder sogar jünger, dem die Freude über seinen Glauben förmlich aus dem Gesicht strahlte. Er hatte einen ganz lieben Geist, und ich bedauere sehr, den Kontakt zu ihm später verloren zu haben. Aber ich bin der guten Hoffnung, ihn im lauten Ruf wieder zu treffen.

Auch führte mich Gott mit so manchem Adventisten zusammen, der mir durch seine Entschiedenheit oder durch seine Erfahrung eine Hilfe war.

Als ich im Jahre 1978 die Botschaft kennenlernte, fand ich eine befriedigende Erklärung für meine Erlebnisse. Nun verstand ich besser, in welchem Zustand ich mich befunden und durch welche Erfahrung mich Gott geführt hatte. Voller Freude nahm ich die Botschaft vom Charakter Gottes an, lernte die Sabbatruhe-Grundsätze kennen und vieles mehr.

Die Erfahrung „aus der Knechtschaft zur Freiheit“ war für mich jedoch ein so tiefgreifendes Erlebnis, daß ich es niemals vergessen werde.

Ralf Euerl

Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens

In der Familie, in der ich aufgewachsen bin, spielte die Religion eine große Rolle. Meine Eltern waren schon immer gläubige Katholiken. Wir beteten immer beim Essen und am Abend, und öfter las meine Mutter uns aus der Kinderbibel vor. Jeden Sonntag gingen wir in die Kirche. Meine Mutter brachte uns auch schon früh bei, hilfsbereit zu sein und auch an die zu denken, denen es nicht so gut geht wie uns. Besonders in der Fastenzeit (40 Tage vor Ostern) sollten wir das Geld, das wir sonst für Süßigkeiten ausgaben, in ein Kästchen für arme Kinder werfen und jeden Tag eine gute Tat tun.

Diese Erziehung hatte einen großen Einfluß auf mich. Ich glaubte aufrichtig an Gott und wollte ihm gefallen, indem ich betete und versuchte, ein gutes Kind zu sein, was mir allerdings oft nicht gelang. Gleichzeitig aber hatte ich auch Angst vor Gott, weil meine Eltern uns immer ermahnten, wenn wir nicht lieb wären, würden wir nicht in den Himmel kommen. Auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele machte mir schwer zu schaffen. Oft lag ich abends wach und dachte darüber nach, was es bedeutete, immer und ewig zu leben. Ich stellte mir vor, ich müßte im dunklen Weltall immer als Geist herumschweben, was mir sehr große Angst machte und oft dazu führte, daß ich lange nicht einschlief.

Trotzdem war ich sehr beeindruckt von den Geschichten über Jesus, die meine Mutter uns oft erzählte. Besonders die Wunder von Jesus beschäftigten mich sehr, und ich war fest davon überzeugt, daß er das heute auch für mich tun könnte, wenn ich so fest wie damals Paulus oder Petrus an Gott glauben würde.

Als ich acht oder neun Jahre alt war, kam ich, wie alle katholischen Kinder, zur Erstkommunion. Das ist ein großes Fest, bei dem die Mädchen schöne weiße Kleider tragen und die Jungen dunkle Anzüge, was ein Sinnbild für die Vereinigung mit Christus darstellen soll. Bei dieser Gelegenheit dürfen die Kinder zum ersten Mal die Hostien (kleine runde Oblaten) beim Gottesdienst essen, was den Leib Christi beim Abendmahl darstellen soll. Dieses Fest ist in der katholischen Kirche ein besonders wichtiges Ereignis; bei den meisten Kindern stehen allerdings die verschiedenen Geschenke im Mittelpunkt. Häufig bekommen die Kinder auch viel Geld geschenkt; die meisten zwischen 300 und 1000 Mark. Auch meine Schwester hatte zwei Jahre vorher über 300 Mark bekommen. Vor dem Fest nahm ich mir fest vor, daß ich gar nicht auf die Geschenke achten wollte,

sondern die Gemeinschaft mit Christus mir wichtig sein sollte. Trotzdem war ich etwas enttäuscht, als ich nur 25 Mark bekam. Ich dachte aber gleich an meinen Entschluß, nicht die Geschenke in den Mittelpunkt zu stellen, und bekam sehr schnell Frieden darüber. Am Abend dieses Festes war es erwünscht, daß jedes Kind ein Opfer für die armen Kinder gab. Da ich wirklich Jesus nachfolgen wollte, faßte ich den Entschluß, mein ganzes Geld herzugeben. Ich fühlte mich ganz frei und wohl bei dieser Entscheidung, weil ich überhaupt nicht am Geld hängen wollte. Ich hätte das Geld auch wirklich gegeben, wenn nicht meine Mutter mir gesagt hätte, es sei auch ausreichend, wenn ich nur fünf Mark davon geben würde.

So spielte die Religion in meinem Leben eine große Rolle. Aufrichtigkeit Gott gegenüber war mir sehr wichtig. Ich hatte zum Beispiel immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich irgend etwas getan hatte, das nicht in Ordnung war. Aber ich fühlte mich immer wieder frei und rein, wenn ich meine Sünden Jesus bekannt hatte. Das tat ich in regelmäßigen Abständen, wenn ich zum Beichten gehen mußte. Ich schrieb vorher alle meine Sünden auf einen Zettel, den ich immer in meinem Gesangbuch versteckt hatte, und las dann alles dem Pfarrer im Beichtstuhl vor. Es war für mich zwar traurig, aber ziemlich normal, daß ich jahrelang denselben Sündenzettel verwenden konnte. Ich dachte, ich mußte mich eben noch mehr anstrengen. Aber ich zweifelte daran, ob ich jemals meine fest eingefahrenen Sünden loswerden könne.

So verging die Zeit, und ich kam langsam ins Jugendalter. Wie viele andere Jugendliche war ich öfters unausgeglichen und schwierig, aber im Herzen voller Fragen und Gedanken. Mir wurde in jener Zeit so richtig bewußt, daß alles Schöne immer schnell vergeht und ich überhaupt nichts festhalten kann. Ich machte mir viele Gedanken über die Zeit, daß sie ohne Aufhören immer weitergeht und man sie nicht aufhalten kann. Oft fragte ich mich, was wohl der Sinn des Lebens sei. „Jetzt gehe ich noch in die Schule“, dachte ich mir, „dann lerne ich irgendeinen Beruf; vielleicht bekomme ich Kinder, dann werde ich alt, und mein Leben geht zu Ende. Wofür habe ich dann gelebt?“ Diese Gedanken beschäftigten mich sehr, weil ich keine Antwort darauf wußte und mir meine Mutter auch keine zufriedenstellende Antwort geben konnte. Irgendwann dachte ich mir, daß es das Beste sei, möglichst vielen Menschen zu helfen, damit ich nicht umsonst gelebt hätte. Dieser Gedanke gab mir etwas Ruhe; aber so ganz zufrieden war ich nicht.

Zu der Zeit, als ich ungefähr 14 oder 15 Jahre alt war, hatte ich ein großes Problem. Alle anderen Mädchen in meiner Klasse sahen schon wie junge Frauen aus, während ich noch aussah wie ein klei-

nes Mädchen. Ich war mit Abstand die allerletzte, die in die Pubertät kam, und das machte mir große Sorgen. Ich fühlte, daß die anderen auf mich herabschauten, und ich kam mir völlig minderwertig vor. Zu der Zeit hatte unsere Klasse (ich war in einer Mädchenschule) ab und zu ein Treffen mit einer Klasse aus der benachbarten Jungenschule, mit der wir einen Tanzkurs machen sollten. Ich stand bei solchen Treffen immer nur herum; keiner wollte mit mir sprechen oder tanzen. Zum Glück ging es meiner besten Freundin ein bißchen ähnlich.

Zu dieser Zeit war ich in der Kirche in der Jugendarbeit tätig. Ich leitete eine Kindergruppe, und zusätzlich hatte ich auch immer wieder Kontakt mit den anderen Gruppenleitern. Doch dort hatte ich genau dasselbe Problem, nur noch schlimmer. Es waren dort einige Jugendliche, die meinen Vater, der in einer Realschule unterrichtete, als Lehrer hatten. Meine Schwester, die auch Gruppenleiterin war, und ich wurden von ihnen immer gehänselt und verspottet. Zum Teil erfuhren wir sogar richtig offene Ablehnung. So wurden zum Beispiel alle andern zu einem Fest eingeladen, nur meine Schwester und ich nicht. Das schmerzte uns sehr, und wir wurden dadurch sehr unsicher und ungeschickt, wenn wir mit den andern zusammen waren. Es wunderte mich, daß gerade christliche Jugendliche uns so ablehnten, denn ich wollte ja mit Menschen zusammensein, denen der Glaube auch viel bedeutete.

Zu Hause war ich wegen dieser Probleme oft sehr traurig. Ich fühlte mich häßlich und überhaupt nicht liebenswert. Oft betete ich auch sehr darum und suchte Gott, so sehr ich das mit meinem damaligen Verständnis konnte. Eines Tages saß ich allein in unserm Eßzimmer und hörte eine Schallplatte, auf der christliche Lieder über Jesus zu hören waren. Plötzlich wurde mir etwas ganz klar: Jesus dachte niemals an sich, sondern versuchte immer nur, anderen Menschen zu helfen. Er gab sich völlig hin und war ein großer Segen für die Menschheit, und genau das war seine Freude. Ich fühlte mich plötzlich sehr frei und erleichtert.

„Es ist nicht so entscheidend, ob es mir gutgeht, dafür sorgt Gott schon“, dachte ich, „das Wichtigste ist, daß ich so lebe, wie Jesus gelebt hat, nämlich, daß ich anderen helfe, wo immer ich kann.“ Von diesem Zeitpunkt an hatte ich eine Entscheidung getroffen: Ich wollte nicht mehr mir selber leid tun, sondern denjenigen helfen, denen es schlechter ging als mir selbst. Wenn ich traurig war, dachte ich ganz fest an meinen Entschluß, und dies gab mir wieder Mut und Entschlossenheit. Ich versuchte, für die anderen eine verständnisvolle, verlässliche Kameradin zu sein und nicht auf mich selbst zu schauen. Jetzt, im nachhinein, denke ich, daß diese Einstellung be-

stimmt nicht völlig selbstlos war. Ich sehnte mich in meinem Herzen natürlich nach Anerkennung und Gemeinschaft mit anderen. Dennoch brachte mich diese Erfahrung näher zu Gott.

Es dauerte auch nicht lange, bis ich nach und nach immer mehr Kontakte zu andern hatte. Ich lernte einige Leute außerhalb meiner katholischen Umgebung kennen. Es wunderte mich sehr, daß die nicht-christlichen Jugendlichen, mit denen ich jetzt ab und zu etwas unternahm, viel natürlicher, freundlicher und offener waren als meine katholischen Bekannten, die sich mir gegenüber so hochmütig zeigten. „Warum sind die Menschen, die sich gar nicht um Gott kümmern, besser als die, die jeden Sonntag in die Kirche gehen und sich Christen nennen?“, fragte ich mich. „Nimmt Gott sie dann trotzdem mit in den Himmel?“

Dennoch hielt ich an der katholischen Kirche fest, denn ich konnte ja nichts anderes. Aber es schlichen sich ernsthafte Zweifel ein, ob Gott wirklich mit diesen Menschen ist, die sich so lieblos verhielten.

Nun hatte ich also mehr Kontakte zu Leuten, die sich nicht in der Kirche einsetzten. Trotzdem war Gott für mich sehr wichtig. Die Frage nach dem Sinn des Lebens beschäftigte mich nach wie vor sehr stark. Ich wollte auch immer wieder mit anderen über diese tieferen Dinge sprechen. Als ich etwa 17 Jahre alt war, fuhr ich in Begleitung von sechs anderen Jugendlichen mit dem Fahrrad rund um den Bodensee. Zwei von ihnen und ich saßen oft am Abend bis in die späte Nacht unter klarem Sternenhimmel zusammen und führten sehr tiefe Gespräche über Gott und über den Sinn des Lebens. Während die beiden anderen jedoch daran zweifelten, daß es einen persönlichen Gott gibt, war ich fest davon überzeugt und sprach auch mit einer großen Gewißheit darüber. Obwohl ich viele Fragen hatte, die mir niemand beantworten konnte, war ich mir sicher, daß es einen Gott geben müsse und daß das Leben einen Sinn hätte.

Es wunderte mich immer sehr, wenn ich merkte, daß andere junge Leute sich über solche wichtigen Fragen scheinbar überhaupt keine Gedanken machten. Zum Beispiel hatte ich ein Gespräch mit einigen anderen Jugendlichen darüber, wie wir in der Zukunft leben wollten. Jeder hatte viele Pläne und Ideen. Mich schreckte jedoch der Gedanke sehr ab, so ein ganz normales bürgerliches Leben zu führen, Geld zu verdienen, vielleicht Kinder zu haben, aber am Ende nicht zu wissen, wofür ich eigentlich gelebt habe. Als ich meine Gedanken den andern mitteilte, hatte ich den Eindruck, sie verstanden mich überhaupt nicht. Ich war erstaunt darüber, daß anscheinend nur ich und ein paar wenige andere sich überhaupt solche Gedanken machten. Daraufhin dachte ich mir: „Hoffentlich werde ich nicht auch einmal so, daß mir die wichtigen Fragen des Lebens so egal sind

und mir Geld und Ruhm das wichtigste Lebensziel wird.“ Um dies zu verhindern, schrieb ich fast jeden Tag meine Gedanken in ein Tagebuch.

Nun kam ich aus der Schule. Ich wußte lange nicht, was ich jetzt tun sollte. Da ich recht gut im Zeichnen und Malen war, überlegte ich, ob ich in diese Richtung irgend etwas machen sollte, doch ich hatte den starken Wunsch, einen Beruf zu lernen, bei dem ich anderen Menschen helfen könnte, denn das sah ich noch immer als Sinn in meinem Leben an. Als ich meine Abiturnote sah, war sie wider Erwarten so gut, daß es gerade reichte, mich für ein Psychologiestudium anzumelden, was ich dann auch tat.

Nun begann eine Zeit in meinem Leben, in der ich die Gottlosigkeit der Menschen sehr nah miterlebte und auch selbst immer weiter weg von Gott kam. Ich hatte in Mannheim einen Studienplatz bekommen und wohnte daher nicht mehr im Elternhaus, in dem ich noch ziemlich geschützt gewesen war. Ein möbliertes Zimmer in einer nicht gerade schönen Gegend in einem Mannheimer Stadtteil war meine Behausung. Meine Schüchternheit im Umgang mit anderen gehörte mittlerweile der Vergangenheit an, und es gelang mir sehr schnell, viele neue Kontakte zu knüpfen.

Zu Beginn versuchte ich, auch Kontakte zu religiösen Leuten herzustellen. So besuchte ich einmal eine christliche Meditationsgruppe, aber ich fand es dort sehr langweilig und die Menschen sehr kühl und zurückhaltend. Meine neuen Bekannten hatten keinen Bezug zur Religion und sprachen auch nur abfällig über Glaubensdinge. Die meisten Psychologen und Psychologiestudenten sind der Ansicht, daß nur die Menschen gläubig sind, die zu schwach sind, selbst einen festen Stand im Leben zu haben. Deshalb erfinden sie sich einen Gott, um nicht allein im Leben stehen zu müssen. Von diesen Gedanken wurde auch ich beeinflusst. Auch hier erfuhr ich von meinen Freunden viel mehr Zuneigung und Wärme als von meinen ehemaligen Bekannten aus der katholischen Kirche, und ich war fest davon überzeugt, daß die Freundlichkeit vieler Menschen, die nicht in die Kirche gehen, mehr den Grundsätzen der Nächstenliebe entspricht, als es bei den Kirchgängern der Fall ist.

Einmal ging ich dann auch in Mannheim am Sonntag in die Kirche. Der Pfarrer predigte über die guten Menschen, die in die Kirche gehen und den Segen Gottes bekommen und über die Heiden da draußen, die von der Gnade Gottes ausgeschlossen sind. Das kam mir so heuchlerisch vor; denn gerade das Gegenteil war meine Erfahrung. So war für mich klar: Wenn es einen Gott gibt, so ist er ganz bestimmt nicht in der katholischen Kirche. Von da an wandte ich mich völlig von der Kirche ab.

Auch die Frage nach Gott wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt. So viele Dinge waren widersprüchlich und unklar. Ich beruhigte mein Gewissen, indem ich dachte: „Ich möchte versuchen, ein guter Mensch zu sein; zu helfen, wo ich kann, und in meiner Umgebung Freundlichkeit und Liebe verbreiten. Wenn es einen Gott gibt, wird er das schon gut finden.“

In den ersten beiden Jahren meines Studiums genoß ich mein Leben in vollen Zügen. Neben dem Studium hatte ich einen großen Freundeskreis. Wir unternahmen viele Dinge und kannten keine Langeweile. Oft ging ich erst um 2 Uhr morgens ins Bett und stand erst wieder zwischen 9 und 10 Uhr auf. In dieser Zeit kümmerte ich mich auch wenig um Sünde oder Gerechtigkeit. Im nachhinein gesehen war ich ziemlich tief gesunken; aber ich merkte dies überhaupt nicht. Das Studium wurde auch öfter vernachlässigt; ich tat jedoch immer gerade so viel, um den Anschluß nicht zu verpassen.

Nach eineinhalb Jahren standen die ersten Prüfungen, das Vordiplom, vor der Tür. Wir bildeten Arbeitsgruppen, um uns darauf vorzubereiten. Ich wohnte zu der Zeit mit zwei Mitstudenten in einer Wohngemeinschaft. Diese beiden wollten gerne noch eine andere Studentin dabei haben, die sie sehr nett fanden, und so lernten wir zu viert. Wir hatten uns ein- oder zweimal getroffen, als der Freund dieser Studentin fragte, ob er auch mitmachen könne. Er studierte neben seinem Medizinstudium noch Psychologie in Heidelberg und war etwa gleich weit wie wir. Das war Joachim, mein jetziger Mann. Wir trafen uns einmal in der Woche und verbanden unser Lernen jedesmal mit einem gemeinsamen Essen.

Eines Tages war ich an der Reihe, das Essen zu kochen. Ich kochte Linsen und Spätzle, natürlich damals auch mit Würstchen. Als ich das Essen austeilte, wunderte ich mich, daß Joachim kein Würstchen wollte. Ich fragte ihn nach dem Grund. Er sagte, daß er wegen seines Glaubens überhaupt kein Fleisch ißt. Das erstaunte mich sehr. Zu der Zeit hatte ich ziemlich stark die Überzeugung der anderen Psychologen angenommen, daß der Glaube nur etwas für Menschen ist, die zu schwach sind, sich selbst einen Halt im Leben zu geben, oder für solche, die ziemlich weltfremd leben. Doch für Joachim traf beides nicht zu. Er machte einen sehr „normalen“, innerlich gefestigten Eindruck, war auch sehr umgänglich und sah aus wie die meisten anderen Studenten: mit Jeans und längeren Haaren. Das interessierte mich nun doch: Wie kann einer gläubig sein und doch so natürlich und freundlich? Irgendwie kam es dazu, daß wir uns auch nach der Prüfung ab und zu trafen. Da begann ich, ihn wegen seines Glaubens zu fragen. Ich wollte alles mögliche wissen: ob es einen persönlichen Gott gibt, was eigentlich Nächstenliebe ist und

noch vieles mehr. Eine ganz große Frage, die ich zu der Zeit hatte, lautete, wie es wohl mit der Welt weitergeht. Zu der Zeit wurden viele Atombomben gebaut. Von Osten und Westen wurde immer mehr aufgerüstet. Ich hatte deshalb oft große Angst und fragte mich: „Wird es überhaupt noch lange weitergehen mit der Erde, oder gibt es bald einen großen Krieg, der die ganze Erde kaputtmacht? Werde ich überhaupt noch eine Familie haben? Kann man auf diese Welt überhaupt noch Kinder setzen?“

Auf fast alle meine Fragen konnte Joachim mir Antworten geben. Er machte mir dabei klar, daß in der Bibel alle Antworten auf unsere Fragen zu finden sind. Als ich ihn wegen des Endes der Welt fragte, wollte er mir das mit der Bibel erklären. Ich war einverstanden, aber es war für mich ein ganz komisches Gefühl, in der Bibel zu lesen. Joachim studierte mit mir aus *Daniel 2* das Standbild im Traum Nebukadnezars. Ich war zutiefst beeindruckt, als ich sah, daß alles, was in diesem Standbild vorhergesagt wurde, bisher in Erfüllung gegangen ist: Babylon, Medo-Persien, Griechenland und Rom waren zur Macht gekommen und untergegangen. Das Papsttum hatte zwar eine Niederlage erlitten, hat aber wieder eine gewisse Macht. So bekam ich eine tiefe Überzeugung, daß sich auch das Folgende noch erfüllen würde, daß bald der Stein, das Reich Gottes, kommen mußte und alles zu Ende gehen würde. Ich erschrak, als mir bewußt wurde, daß wir ja wirklich ganz am Ende der Zeit stehen, und ich fühlte mich nicht vorbereitet darauf. „Was muß ich tun, damit Gott mich annehmen kann?“, fragte ich Joachim voll innerer Unruhe. Er gab mir zur Antwort, daß ich immer dem Licht nachgehen soll, das ich bekomme; dann wird Gott mich unter seinem Schutz so führen, daß mein Leben in Übereinstimmung mit ihm kommt.

Ich wohnte mittlerweile mit sechs anderen Leuten in einer Wohngemeinschaft in einem Dorf, etwa 25 km von Mannheim entfernt. Als ich an diesem Abend heimkam, erzählte ich gleich meinem Freund, der auch dort wohnte, von allem, was ich gehört hatte. Er war überhaupt nicht beeindruckt davon und sagte: „Es gab schon so viele Leute, die prophezeit haben, daß die Welt untergeht, aber es hat nie gestimmt. Warum soll dann gerade das stimmen?“

Ich war hin- und hergerissen: Auf der einen Seite hatte ich einen tiefen Eindruck davon bekommen, daß es Gott war, der die Prophezie in *Daniel* gegeben hatte, denn es kann ja kein Mensch wissen, was Jahrhunderte später geschehen wird. Andererseits hatte ich schon auch Zweifel und war geneigt, auf die Stimme meines Freundes zu hören. Aber das, was ich gehört hatte, ließ mich nicht mehr los. „Ich muß erst genau wissen, daß es falsch ist, dann kann ich es beruhigt auf die Seite legen“, dachte ich mir. Ich hätte ein ganz

schlechtes Gefühl gehabt, wenn ich meinen Eindruck einfach verdrängt hätte und weitergelebt hätte wie bisher.

In der kommenden Zeit trafen Joachim und ich uns immer wieder, um in der Bibel zu studieren. Auch Edi, der in der Nähe von Joachim wohnte, war öfters dabei. Ich sah immer mehr die Klarheit und die tiefen Grundsätze der Bibel. Je mehr ich mich damit beschäftigte, desto sicherer wurde ich, daß die Botschaft, die Joachim mir brachte, wirklich von Gott war. Wenn ich zu Hause versuchte, alles nachzustudieren, tauchten immer eine Menge Fragen auf, aber wenn Joachim mit mir studierte, wurden meine Zweifel wieder vertrieben.

Trotzdem war ich immer wieder versucht, mein altes Leben weiterzuleben. Ich spürte, daß die Botschaft mein Leben ganz und gar verändern würde, und davor hatte ich Angst. Mir ging es eigentlich zu der Zeit nicht schlecht; ich war gesund, hatte viele Freunde und genoß mein Leben in vollen Zügen. Immer wieder dachte ich: „Ich wäre froh, wenn ich diese Botschaft nie gehört hätte!“ Aber trotz dieser inneren Kämpfe wußte ich, daß ich vorangehen mußte, daß es nun kein Zurück mehr gab.

Was mich immer wieder sehr beschäftigte, war der Gedanke, daß es bald mit der Erde zu Ende gehen sollte. Obwohl ich das glaubte, dachte ich, ich müßte mich dafür einsetzen, daß es noch eine Weile weitergehen könne, und ich wollte gegen die ganzen Probleme mit Umweltverschmutzung, Gewalt usw. kämpfen. So schloß ich mich zunächst einer Umweltschutzorganisation an, die sich alle zwei Wochen im Nachbardorf traf und Aktionen für eine bessere Umwelt plante und durchführte. Die Leute dort waren zwar ganz nett, aber nach jedem Treffen tränkten mir noch lange danach so die Augen, daß ich nicht einschlafen konnte. Außer mir und noch einem Mädchen waren nämlich alle Teilnehmer starke Raucher. Irgendwann wurde mir sehr klar, daß Umweltschutz bei uns selbst anfangen muß, und ich verließ diese Gruppe.

Es ergab sich bald darauf, daß mich eine Freundin fragte, ob ich einmal zu einer Friedensgruppe mitgehen wollte, die sich wöchentlich traf. Ich kam gerne mit. Doch merkte ich schon zu Beginn, daß sich nicht alle in der Gruppe so gut miteinander verstanden. Nachdem ich etwa drei- bis viermal dort gewesen war, löste sich die Gruppe auf, weil alle so miteinander verstritten waren, daß eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich war. Das war also das Ende der „Friedensgruppe.“ Auch hier erkannte ich wieder deutlich, daß der Friede in uns selbst beginnen muß.

Ich war immer mehr froh darüber, daß ich nun etwas kennengelernt hatte, das die Probleme der Menschheit von innen her, vom Herzen des Menschen aus, lösen konnte.

Wir studierten in diesen ersten Bibelstunden viel über die Wiedergeburt. Immer wieder kamen wir auf dieses Thema. Ich betete viel darum, daß Gott mir ein neues Herz gibt, war aber immer wieder im Zweifel, ob ich selbst überhaupt aufrichtig genug war. Dieses Ringen machte mich immer entschiedener: Ich konnte und wollte nicht mehr ohne Gott leben. So gab ich mich völlig Gott hin und war auch bereit, mein bisheriges Leben von Gott verändern zu lassen. Ich spürte zwar kein wunderbares Gefühl, das mir bezeugte, daß ich ein neues Herz hatte, aber ich wußte, daß ich nicht mehr länger an mir selbst und an Gott zweifeln durfte; ich nahm die Gabe Gottes einfach im Glauben an.

Kurze Zeit später merkte ich, daß sich einiges in mir verändert hatte: Ich hatte viel mehr Ruhe in mir selbst und konnte auch viel ruhiger bleiben, wenn in meinem Leben Schwierigkeiten auftauchten.

Was mir trotzdem große Probleme machte, war, daß alle meine Freunde überhaupt nicht an Gott glaubten. Ich hatte ja auch die letzten Jahre ohne Gott gelebt; hatte wie alle anderen Feste gefeiert, Alkohol getrunken, Popmusik gehört, war in Konzerte und Kneipen gegangen und hatte es mit Gottes Geboten nicht ernst genommen. Ich spürte ganz stark den Unterschied, wenn ich von einer Bibelstunde nach Hause kam und dort alle in der Küche um den Tisch saßen, rauchten und Bier tranken und sich nur über oberflächliche Dinge unterhielten. Zwar setzte ich mich auch jetzt noch öfter zu ihnen, aber ich konnte nicht mehr so unbeschwert daran teilnehmen, wie ich das früher tat. Zusätzlich hatte ich auch Angst, ihnen zu erzählen, daß ich jetzt an Gott glaubte und in der Bibel las. Ich fürchtete, daß sie über mich spotten oder verächtlich über mich reden würden. Ich wollte eigentlich keine Angst davor haben, aber ich war einfach noch nicht so weit, daß mir das ganz egal war.

Eines Tages kam einer von der Wohngemeinschaft herein, als wir gerade in der Bibel lasen. Er fragte mich dann hinterher darüber, und ich erzählte ihm ein wenig über das, was wir glauben. Ich war überrascht, als er überhaupt nicht lachte und spottete.

So wurde ich auch selbst etwas mutiger und versuchte, zu meinem neuen Glauben zu stehen. Ich hörte auch auf, Fleisch und Wurst zu essen und ging ab und zu, später dann regelmäßig am Sabbat in die Gemeinde, die sich damals im Odenwald bei Schwester Schaubinger traf. Das gab etwas Ärger in der Wohngemeinschaft, weil wir erst kurze Zeit vorher ausgemacht hatten, daß wir samstags immer zusammen das Haus putzen wollten. Obwohl ich meinen Teil schon am Freitag tat, waren sie nicht recht zufrieden damit. Sie empfanden, daß ich mich ausschließen wollte. Auch ärgerten sie sich darüber, daß ich einige Male vegetarische Sachen von der Haushaltskasse

eingekauft hatte — obwohl ich ja so viele andere Lebensmittel nicht mehr essen wollte. Ich gab diese Probleme Gott und versuchte, sehr ruhig zu reagieren.

Durch diese Schwierigkeiten gab es eine immer tiefer werdende Kluft zwischen mir und meinen weltlichen Freunden. Auch zwischen meinem Freund und mir war es nicht mehr so harmonisch wie früher. Wir hatten zwar nie Streit miteinander, aber wir konnten die Sache, die mir die Wichtigste geworden war, nicht miteinander teilen. Ich fühlte mich sehr unwohl in all diesen Konflikten, weil ich merkte, wie mein altes Leben immer mehr auseinanderbrach.

So trennte Gott mich innerlich immer mehr von der Welt. Nach einiger Zeit kam auch die äußerliche Trennung: Zunächst ging die Beziehung zu meinem Freund auseinander, dann löste sich die Wohngemeinschaft auf. Doch Gott gab mir viel mehr für das, was ich verloren hatte. Gott schenkte mir Joachim als Mann und in den Glaubensgeschwistern viele neue Freunde, mit denen die Gemeinschaft tiefer ist, als sie mit meinen früheren Freunden war, denn sie haben dieselbe geistliche Grundlage.

Cordula Schwarz

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen“ (Jesaja 43,1)

Mein Name ist Heinrich. Im folgenden erzähle ich Euch ein paar wichtige Etappen auf dem Weg zu meiner Wiedergeburt.

Ich möchte gleich am Anfang erwähnen, daß sich die hier beschriebenen Erfahrungen vor dem Hintergrund eines kommunistischen Systems abgespielt haben. Dadurch werden gewisse Zusammenhänge besser verständlich.

Als Angehöriger der deutschen Volksgruppe in Rumänien war ich Mitglied der evangelischen Kirche. Diese Herkunft hat aber nicht viel zu sagen, denn außer dem allabendlichen Pflichtgebet vor dem Schlafengehen habe ich von meinen Eltern nicht viel religiösen Einfluß mitgekriegt.

Allerdings bin ich etwas später gern in den Religionsunterricht gegangen und habe gespannt beim Erzählen biblischer Geschichten zugehört. Gott hatte mir schon früh die Überzeugung geschenkt, daß dies wahre Begebenheiten sind, und nicht etwa erfundene Sachen.

Ich kann mich noch sehr gut an einige bemerkenswerte Ereignisse aus meiner Kindheit und Jugend erinnern, die zeigen, daß Gott sich schon seit langem bemüht hat, mich für den Glauben zu gewinnen. Es war das Wirken seines Geistes, das mich bewegte, zu ihm zu kommen, und nicht das Drängen irgendeines Menschen.

Als ich acht Jahre alt war, mußte ich an einem Karneval teilnehmen. Für alle Kinder wurden Masken angefertigt. Als es dann so weit war, mußte ich mich auch verkleiden. Während sich Klein und Groß auf die Aufführung freute, empfand ich überhaupt keine Lust, daran teilzunehmen. Es mußte auch getanzt werden. Nachdem dann alles wieder vorbei war, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. Mit den Worten „So ein Unsinn!“ drückte ich meinen Eltern gegenüber meinen Unmut aus. Diese Einstellung hat mich auch später durch mein ganzes Leben begleitet, wann immer es um ausgelassene Festlichkeiten oder Gelage ging. Dadurch blieb ich vor jugendlichen Ausschweifungen bewahrt und konnte mich besseren Zielen widmen.

Wenn ich auch zuweilen die Geselligkeit liebte und gerne mit den anderen Kindern spielte, so war ich später doch mehr ein Einzelgänger: ich suchte die Erfüllung mehr im Nachsinnen und im Betrachten der Natur.

Im Alter von zehn Jahren hatte ich einmal ein interessantes Gespräch mit einem etwas jüngeren Freund. Wir waren beide tief beeindruckt von dem, was wir im Religionsunterricht gelernt hatten. Mit großem Ernst unterhielten wir uns über die Macht Gottes in der Natur.

Mit ungefähr dreizehn Jahren hatte ich eine interessante Gebets-erfahrung. Ich betete ernstlich zu Gott und fühlte, daß er mich segnete. In meinem kindlichen Herzen war der Glaube entfacht worden.

Aber gerade zu dieser Zeit, als mein Interesse an religiösen Dingen immer mehr zunahm, mischte sich auch Satan ein, um einen tiefen Keil zwischen mich und meine Eltern zu treiben. Dies geschah auf folgende Weise:

Meine Vorliebe galt schon seit frühester Kindheit dem Malen. Ich widmete mich dieser Beschäftigung so sehr, daß ich meinen Eltern kaum eine Handreichung gab. Jede freie Zeit verbrachte ich damit, Bilder zu malen; alles andere kümmerte mich nicht. Da mein Vater Bauer war, hätte er sich sehr gefreut, wenn ich ihm öfter bei der Arbeit geholfen hätte. Statt dessen wollte ich damit nichts zu tun haben.

Zusätzlich wurde meine Haltung von einer ausgesprochenen Frechheit begleitet, mit welcher ich auf die dringenden Bitten und Bemerkungen meiner Eltern reagierte, wobei ich sehr schlimme Worte benutzte. Meine Bosheit steigerte sich so sehr, daß meine Eltern nicht mehr wußten, was sie mit mir machen sollten. Sie waren völlig hilflos. Mein Vater verglich mich mit dem verwegensten Jungen unseres Dorfes, dessen Frechheit schon sprichwörtlich war. Das erregte in mir einen solchen Groll, daß ich noch dreister wurde. So vergingen mehrere Tage, an denen er kein Wort mit mir wechselte, in der Hoffnung, mich auf diese Weise zu erweichen, was ihm aber nicht gelang. Dann nahm er Zuflucht zu anderen Mitteln, die ich mit noch härterer Strenge zu spüren bekam. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, und er erntete nur Zorn. Das Ganze schien ein Machtkampf zwischen ihm und mir zu sein. Ich war sehr unglücklich und hatte oft ein schlechtes Gewissen, dem ich auszuweichen versuchte. Wenn auch die Art und Weise, wie mein Vater mich behandelte, nicht unbedingt richtig war, so wußte ich eigentlich doch, daß er recht hatte. Ich hatte nur nicht die Kraft, nach dieser Überzeugung zu handeln.

So vergingen Jahre in diesem Zustand, bevor meine Rettung kam. Gerade in diese hoffnungslose Lage hinein schickte Gott das machtvolle Wirken des Heiligen Geistes. Dies war eine gewaltige Erfahrung:

Eines Tages ging ich – wie gewohnt – durch den Garten, um aufs

Feld zu gehen. Plötzlich hörte ich eine Stimme, die mich beim Namen rief. Ich war sicher, daß es mein Vater war. Ich drehte mich um und ging langsam zurück, um zu sehen, was er wollte. Aber ich konnte ihn nirgends sehen, und so dachte ich, ich hätte vielleicht nicht richtig gehört, und setzte meinen Weg in die ursprüngliche Richtung fort. Kurz danach vernahm ich wieder die gleiche Stimme, die mich bei meinem Namen rief. Wiederum schien es die Stimme meines Vaters zu sein, aber während ich zurückging, stellte ich fest, daß er gar nicht zu Hause war. Auf einmal wurde mir klar, daß Gott mich rief. Ein Gefühl großer Sündhaftigkeit und Reue überwältigte mich, und ich war tief beschämt. Plötzlich sah ich alle meine Vergehen meinen Eltern gegenüber in ihrem grellsten Licht. Ich sehnte mich von ganzem Herzen nach Vergebung. Ich betete zu Gott und bekannte ihm mit großer Traurigkeit meine Sünde. Meine ganze Einstellung zu meinen Eltern änderte sich. Ich nahm mir vor, den Schaden wieder-gutzumachen, den ich ihnen zugefügt hatte, und bemühte mich auch sehr, ihnen bei der Arbeit zu helfen. Frieden kehrte in mein Herz ein, und ich war glücklich.

Aufgrund dieser Erfahrung empfand ich einen so gewaltigen Drang zum Beten, wie ich ihn bis dahin noch nie gekannt hatte. So erinnere ich mich, daß ich in einer Nacht besonders mit Gott im Gebet rang. Zu der Zeit war die Bibel noch nicht meines Fußes Leuchte und noch kein Licht auf meinem Wege. Während ich die Nähe Gottes spürte, tastete ich mich zitternd vor. Ich bat um Vergebung, Reinigung und Frieden mit Gott. Je länger ich betete, desto mehr wurde ich von dem Wunsch erfaßt, immer weiter und noch inniger zu beten, als könnte ich nicht mehr aufhören. Ich wurde von einer unsichtbaren Kraft gezogen und spürte die Nähe Gottes wie nie zuvor. Dies alles geschah weder durch das Zutun eines Menschen noch dadurch, daß ich besonders in der Bibel gelesen hätte.

Da ich die Natur sehr liebte, hielt ich mich oft im Freien auf, und meine größte Freude war es, sie zu bewundern und zu malen. Was dabei herauskam, war sicherlich nur ein schwaches Abbild der Herrlichkeit, die sich vor meinen Augen abspielte. Während ich malte, war ich immer wieder enttäuscht, weil es mir nicht gelang, auch nur annähernd Gleiches wiederzugeben.

Eines Tages steckte ich mir — ohne es mit einer bestimmten Absicht zu verbinden — ein Neues Testament in die Tasche und ging wie gewohnt in die Natur, um irgendeine beeindruckende Szene zu malen. Statt dessen stellte ich aber fest, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben mit der Absicht in der Bibel las, zu verstehen, was Gott *mir* sagen wollte. Bis dahin waren es für mich nur interessante Geschichten gewesen, die über andere Menschen geschrieben wor-

den waren. Das Neue Testament, in dem ich las, war schon sehr alt und zerknittert. Einige Blätter waren zerrissen, andere fehlten völlig. Während ich die noch erhaltenen Teile durchblätterte, gelangte ich zur *Offenbarung* und wunderte mich sehr, daß ich noch nie etwas davon gehört hatte. Sofort begann ich, darin zu lesen, und war so fasziniert davon, daß ich Kapitel um Kapitel weiterlas, obwohl ich fast nichts verstand. Aber irgendwie spürte ich, daß eine Kraft davon ausging, die ich nicht erklären konnte. So verging die Zeit sehr schnell, ohne daß ich es merkte. Ich war so tief in Betrachtungen versunken, daß ich vergessen hatte, warum ich eigentlich hinausgegangen war. So kam es, daß ich ohne ein gemaltes Bild nach Hause ging, aber überglücklich, etwas gefunden zu haben, was mir viel wertvoller erschien als die schönsten Bilder dieser Welt.

Obwohl ich die Sinnbilder der *Offenbarung* nicht verstand, konnte ich dennoch deutlich sehen, daß es hier um Ereignisse aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ging, die in prophetischer Vision vorhergesagt waren. Bald danach sollte mein großer Wunsch, die *Offenbarung* zu verstehen, zumindest teilweise in Erfüllung gehen.

Um diese Zeit sehnte ich mich sehr nach der Wiederkunft Jesu und sah in apokalyptischen Bildern das Ende der Welt. Dies geschah nicht nur in meiner Vorstellung am Tage, während ich darüber nachdachte, sondern auch während des Traumes bei Nacht. Dabei war ich immer sehr traurig, daß die Menschen unvorbereitet dem Tode entgegengingen, ohne zu ahnen, was sie erwartete. Aber für meine Eltern empfand ich eine besondere Last. So rief ich ihnen im Traum zu: „Seht ihr denn nicht die Feuerwalze auf euch zukommen? Flieht bitte, und laßt euch retten!“ Ich verspürte eine große Qual, wenn ich dann sah, daß sie nicht begriffen, wovon ich sprach, und sorglos ihrer Beschäftigung nachgingen. Gott benutzte damals diesen Weg, um mir eine Last für meine Mitmenschen zu geben.

Damals ging ich in die 11. Klasse. Die Bibel wurde immer mehr zu meinem treuesten Gefährten, und ich verbrachte viel Zeit damit, in ihr zu lesen. So lernte ich viele Verse auswendig, und diejenigen, die mich besonders ansprachen, schrieb ich auf. Jeden Morgen, bevor ich zur Schule ging, konnte ich es kaum erwarten, aus dem Rundfunk eine Predigt zu hören, und ganz besonders sprachen mich die Texte aus der Bibel an. Dadurch wurde ich für die Herausforderungen des Tages sehr gestärkt.

Aufgrund meiner christlichen Erfahrung entschied ich mich nun, die Schule zu verlassen. Ich konnte es in dem kommunistischen System, in dem ich lebte, nicht mehr länger aushalten, da ich immer gegen mein Gewissen hätte handeln müssen. Ich mußte Sachen ler-

nen, die in völligem Gegensatz zur Bibel standen. So kam ich zu dem Schluß, lieber einen ehrlichen Beruf zu erlernen, als mit einem schlechten Gewissen herumzulaufen, nur um meinen Mitmenschen zu gefallen. Mein Vater war grundsätzlich nicht dagegen, daß ich meinen Glauben ausleben wollte, aber er versuchte mich damit zu trösten, daß ich es später tun könne, wenn die Schule vorbei sei. Weil ich ihn nicht verletzen wollte, nahm ich seinen Rat vorerst an.

Ein Jahr später aber machte ich meine Entscheidung wahr, denn ich empfand, daß mich die Schule in eine falsche Richtung führte. Nun entbrannte ein Kampf, dem ich scheinbar nicht gewachsen war. Die Lehrkräfte wandten alle Mittel an, um mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ein gewaltiger Widerstand richtete sich gegen mich, angefangen mit Versprechungen bis hin zur Androhung von Gewalt. Bei all dem blieb ich aber fest, und als die Schulleitung mir sagte, sie würden mich mit der Polizei abholen, wenn ich binnen drei Tagen nicht in der Schule erschiene, rechnete ich schon mit dem Schlimmsten. Trotzdem war ich ganz ruhig und gefaßt. Ich war bereit, um Jesu Willen diese Prüfung zu ertragen. Der Rektor der Schule sagte mir, daß ihm so ein Fall noch nie vorgekommen sei, und der Lehrer für Politische Wissenschaft bot mir an, mein bester Freund zu sein, wenn ich nur meine Entscheidung zurücknehmen würde. „Ich ziehe es vor, lieber Gottes Freund und Ihr Feind zu sein, als Gottes Feind und Ihr Freund“, war meine feste Antwort, wobei ich es nicht unhöflich zu ihm sagte. Trotzdem muß sie ihn sehr verwirrt haben — er ließ mich kurz danach gehen.

Als meine Klassenlehrerin bemerkte, daß ich diesen Schritt aus Glaubensgründen tat, lud sie mich zu sich in ihre Wohnung ein. Während ich sie besuchte, sagte sie mir, daß ihr Vater Pfarrer sei und sie mir daher empfehlen würde, die Schule zu beenden, um dann weiter Theologie zu studieren. Als ich daraufhin bemerkte, daß Pfarrer auch nur Menschen seien und sich irren könnten und daß das Wort Gottes die alleinige Autorität besitze, fühlte sie sich so verletzt, daß sie das Gespräch schnell beendete und mich nach Hause entließ. Sie war entrüstet, weil ich ihren Vater, der Pfarrer war, als „nur Mensch“ bezeichnet hatte.

Es gab verschiedene Gründe, aus denen die Lehrer versuchten, mich festzuhalten:

Zuerst einmal war es gegen die festgelegte Ordnung, daß jemand die Schule aus Glaubensgründen verlassen durfte. Es war einfach nicht erlaubt und mußte — aus ihrer Sicht — um jeden Preis verhindert werden. Zudem hatte die Schule ein halbes Jahr vorher eine Ausstellung meiner Bilder eröffnet, auf die sie stolz war. Dadurch wurde ich im Umkreis bekannt, und eine Veröffentlichung in der

Zeitung sorgte für das Weitere. Die Lehrkräfte hatten sich vorgenommen, diesen Schüler zu fördern. Meine Ziele waren somit hochgesteckt. Alle wünschten mir „Alles Gute“ für eine höhere Ausbildung, und es kam sogar soweit, daß mir die Mathe-Lehrerin unverdiente Noten gab, um mich ja nicht durchfallen zu lassen. (In Mathe war ich besonders schlecht und hab's bis heute nicht begriffen.) Und nun kam ich selbst und machte ihnen einen Strich durch die Rechnung!

Irgendwie ahnte ich diese Zusammenhänge, aber so leid es mir auch tat, ich konnte es nicht verhindern. Einige Wochen lang weigerten sie sich, mir eine Bestätigung zu geben, daß ich die 11. Klasse beendet hätte, und versperrten mir dadurch den Weg, einen Beruf zu erlernen. Als sie aber merkten, daß mein Entschluß fest war, riefen sie mich zur Schule und gaben mir letztendlich die Erlaubnis. Das war ein großer Sieg Gottes, den er für mich erkämpft hatte. Nun war ich frei, einen Beruf zu erlernen, und blieb verschont von einer Ausbildung, die meine Zukunft zerstört hätte.

Noch eine andere Pflicht hatte mir der Geist Gottes auferlegt:

Ich wollte nicht länger ein Glied der evangelischen Kirche sein, weil ich sehen konnte, daß sie abgefallen war. So entschloß ich mich, zum Pfarrer zu gehen, um ihm meinen Austritt zu erklären. Durch lange Gespräche und Briefe versuchte er, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Doch seine Bemühungen waren vergebens.

Gleichzeitig schaute ich mich mehr und mehr nach Gleichgesinnten um. In meinem Eifer geriet ich dabei öfter an die falsche Tür, und so landete ich für sechs Wochen bei den Pfingstlern. In unserem Dorf lebten elf Glieder dieser Gruppe, und alle waren Zigeuner. Als sie von mir hörten, nahmen sie mich freudig mit zu ihren Sonntagsversammlungen. Sie waren stolz darauf, ein Schäfchen von deutscher Nationalität gefunden zu haben. Da sie als Zigeuner allgemein verachtet wurden, brachte ihnen dies eine gewisse Ehre. Meinerseits war ich stolz darauf, um Jesu Willen zu leiden und mit den Verachteten verachtet zu werden, was ich als 17jähriger von meinen deutschen Landsleuten auch deutlich zu spüren bekam. So etwas schadete ihrer Meinung nach ihrem „Ansehen.“

Aber irgendwie fühlte ich mich bei ihnen nicht wohl, nicht etwa weil sie Zigeuner waren, sondern wegen des seltsamen Geistes, von dem sie beherrscht waren. Jedesmal, wenn ich ihre Kundgebungen sah, wäre ich am liebsten weggerannt. Ich konnte mich nicht damit identifizieren. So machte ich bei ihren Gebeten nicht mit und blieb, während sie knieten, demonstrativ auf meinem Stuhl sitzen. Während sie auf ihre Weise „entzückt“ waren, betete ich im Stillen. Ich zögerte auch nicht lange, ihnen meine Vorbehalte beim Namen zu

nennen, worauf sie ungehalten reagierten. Aber noch hatte ich die Verbindung mit ihnen nicht völlig aufgegeben.

So fing ich an, nach einer anderen Richtung Ausschau zu halten, und lernte eine andere religiöse Gemeinschaft kennen, die sich „Christen nach dem Evangelium“ nannte. Von ihnen empfing ich viele Bücher, und alle ihre Autoren behaupteten, die Wahrheit zu haben. Aber bald mußte ich feststellen, daß sie sich widersprachen, und ich fürchtete, sie würden mich verführen.

In dieser schweren Entscheidungsstunde gab mir mein Vater eine besondere Hilfe, die mich völlig überraschte. Wir hatten vorher noch nie ein religiöses Gespräch geführt, da wir beide „aus der Welt“ kamen. Aber, ganz unverhofft, sagte er einmal zu mir: „Wenn du schon vorhast, etwas in diesem Sinne zu tun, dann mach's doch wenigstens richtig. Ich glaube, daß der Sabbat der Tag des Herrn ist und daß diejenigen Gottes Volk sind, die ihn halten.“

Diese Aussage war um so merkwürdiger, weil er selber zu jener Zeit noch weit davon entfernt war, den Sabbat zu halten. Erst zwei Jahre später, nachdem ich ihn bereits angenommen hatte, begann auch er, ihn zu halten. Das war für mich eine völlig neue Situation, und ich wußte nicht, wie ich damit umgehen sollte.

Später erzählte er mir, daß er als kleines Kind Violinstunden von einem Adventisten bekommen hatte und dabei gemeinsam mit dessen Kindern „Zionslieder“ vorgespielt hatte. Nachdem dies zu seinen Eltern durchgedrungen war, hatten sie ihm jeden weiteren Kontakt zu diesem Lehrer verboten. Seit jener Zeit also wußte mein Vater schon vom Sabbat, hatte ihn aber noch nie gehalten. Nachdem dann der Krieg ausgebrochen war, hatte er Gott versprochen, wenn er ihn wieder heil nach Hause bringen würde, wolle er nicht eher sterben, als bis er bekehrt sei, was für ihn „Sabbathalten“ bedeutete.

Dieser Hinweis von meinem Vater, den ich bezüglich des Sabbats bekam, veranlaßte mich, nachzuforschen, um zu erfahren, wie die Dinge wirklich stehen. Naiv, wie ich war, bat ich die Pfingstler, jemanden zu finden, der in unserem näheren Umkreis den Sabbat halten würde. Ihre erste Reaktion war, daß sie sich weigerten und mir ernstlich davon abrieten, mich mit solchen „Irrlehrern“ zu verbinden. Wüßte ich denn nicht, daß der Sabbat ans Kreuz genagelt wurde und nun keine Gültigkeit mehr habe?

Ich nahm ihre Behauptung gerne an, da sie — wie ich meinte — biblisch sei und der Sabbat im neuen Testament gewiß Sonntag bedeuten würde.

Dennoch blieb ich unbeirrt bei meiner Forderung, da ich jenem Sabbathalter wenigstens eine Lektion erteilen wollte, um ihm zu zeigen, wie verkehrt seine Auffassung sei.

„Laßt ihn nur kommen; ich will ihm schon zeigen, was Wahrheit ist.“ Mit dieser Einstellung schickte ich die Pfingstler los, um das Treffen vorzubereiten. Sie zögerten auch nicht lange, weil sie keinen Zweifel daran hatten, daß ich gegen den Sabbat war. Nach einigem Hin und Her wurde ein Termin vereinbart.

Der alte Mann (Bruder Bardas) kam dann auch pünktlich. Es folgte eine heftige Diskussion über den Sabbat. Keiner von uns konnte zu jenem Zeitpunkt voraussehen, wie die Sache ausgehen würde. Ganz siegessicher stellte ich ihm einige Fragen, von denen ich zuversichtlich glaubte, daß sie ihn umwerfen würden. Aber wie staunte ich, als mein Gegner — mir weit überlegen — eine Antwort gab, die mich statt dessen aus dem Anker riß. Was mich dabei überwältigte, war nicht die Beweisführung seiner beredten Worte, sondern das Wort Gottes, das in jenem Augenblick zu mir sprach. Es war dieses klare und unmißverständliche Wort, das mir die Antwort gab.

Wie ein Blitz erhellte es meinen Verstand und drang tief in mein Herz.

All meine Sicherheit war auf einmal dahin, und sofort erkannte ich meine neue Pflicht. Dieser Wandel vollzog sich nicht unauffällig, und die Pfingstler hatten ihn gleich bemerkt. Sofort begannen sie mit allen Mitteln, dagegen zu arbeiten. Aber ihr Versuch mißlang, denn meine Entscheidung war bereits gefallen. Die Debatte wurde unterbrochen, und jeder trat seinen Heimweg an. Noch kurz davor war ich ein Sonntagschrist und zwei Stunden später ein Sabbathalter.

Gott fügte es, daß ich mit meinem Gegner, der nun mein Retter war, zusammen nach Hause ging, da wir beide in der gleichen Richtung wohnten. Während wir in der Dunkelheit nebeneinander marschierten, versprach ich ihm feierlich — noch ganz unter dem Eindruck des Erlebten — beginnend mit dem nächsten Sabbat immer dabei zu sein. Mit tränenerstickter Stimme begrüßte er meine Entscheidung.

Die anderen Sabbathalter im Dorf — es gab noch drei davon — waren von dieser Nachricht so überrascht, daß sie kaum glaubten, was ihnen der alte Bruder erzählte. Alle waren sehr erfreut, als ich zum Sabbatgottesdienst erschien. Und daran sollte sich auch nichts ändern.

Kurz bevor ich diesen Bruder traf, hatte mir Gott noch einen anderen wertvollen Sieg geschenkt. Allein durch Gottes Wort und aus moralischen Empfindungen heraus hatte ich mich entschieden, ab sofort auf jeden Verzehr von Fleisch für immer zu verzichten. Das tat ich so radikal, daß ich mir sogar eigenes Geschirr besorgte, um nicht durch Fleisch verunreinigt zu werden. Zwei Wochen später erfuhr ich von dem alten Bruder, daß auch sie schon seit längerem kein

Fleisch mehr aßen. Wir alle freuten uns sehr darüber, nur meine Eltern fürchteten um meine Gesundheit. Ebenso verfuhr ich mit den Süßigkeiten, die ich geschenkt bekam. Noch ehe ich aus den Zeugnissen von Schwester White etwas darüber gelesen hatte, war ich fest davon überzeugt, daß sie nicht gut sind und daher gemieden werden müssen. Eines Tages nahm ich somit eine ganze Tüte voll und warf sie weit, weit weg über die Dächer. Damit wollte ich beweisen, daß ich auch dieser Verführung entsagt hatte.

Nachdem ich mich für den Sabbat entschieden hatte, war es nun mein Bestreben, Bücher zu bekommen, durch die ich die *Offenbarung* besser verstehen könnte. Sie war für mich noch immer ein verschlossenes Buch. Wie erstaunt und glücklich war ich, als mir der alte Bruder sagte: „Mein Bruder, Sorge dich nicht. Du wirst so viele Bücher bekommen, daß du dein Leben lang nicht damit fertig wirst.“ Damit meinte er natürlich alle Bücher von Schwester White, die er besaß. Das erste Buch, das er aus seinem Versteck holte, war *Der Große Kampf*. Jetzt bekam ich endlich die Antworten auf meine brennenden Fragen! Wie dankbar bin ich Gott für das Geschenk dieses lieben Bruders! Bis spät in die Nacht hinein sollten diese Bücher über längere Zeit meine wichtigste Lektüre sein.

Nach dieser Begebenheit verließ ich als nächstes mein Elternhaus, um einen Beruf zu erlernen. Nach meinem Ermessen war dies die schwerste Zeit in meinem Leben. Ich war damals 18 Jahre alt und mußte oft 10 – 12 Stunden am Tag unter schwierigsten Bedingungen arbeiten. Dazu kam noch, daß ich zu der Zeit oft Hunger litt, weil ich in der Fremde zu schüchtern war, um mich satt zu essen. Als Ergebnis davon war ich sehr abgemagert. Aber ich war bereit, all diese Härten zu ertragen, weil mir mein Arbeitgeber versprochen hatte, mir nach einem halben Jahr die Qualifizierung zu geben, wenn ich mich bewähren würde. Normalerweise hätte ich für diesen Zweck eine dreijährige Ausbildung benötigt.

Mein Meister war ein wunderlicher Mann. Er verlangte von mir Fähigkeiten, für die er mir keine Voraussetzungen gegeben hatte. Ich kam mir vor wie Israel in Ägypten, als sie Ziegel herstellen mußten, ohne die notwendigen Rohstoffe zu haben. Ich unternahm aber nichts dagegen, weil ich einfach zu schüchtern war. Aber Gott gab mir Gelingen, und ich bestand die Prüfung. Nach sechs Monaten sagte mir mein Chef, daß ich der erste von all seinen Lehrlingen sei, der es bis zum Schluß bei ihm ausgehalten hätte, denn alle meine Vorgänger hätten ihn vorzeitig verlassen. Die Qualifizierung, die ich in den Händen hielt, sei der Lohn dafür, daß ich durchgehalten hätte. Das war ein großes Geschenk, denn dadurch hatte ich viel Zeit gespart, die ich sonst für eine Ausbildung benötigt hätte.

Zu der Zeit war ich in der Reformgemeinde, von der ich aufgenommen und getauft wurde. Meine Vermieter, bei denen ich ein halbes Jahr lang gewohnt hatte, waren ebenfalls Reformadventisten. Nachdem die sechsmonatige Ausbildung zu Ende war, kam ich nach Hause und erfuhr von meinem alten Freund, daß ein gewisser Bruder Meyer aus Deutschland zu Besuch sei und daß er Bücher von Jones und Waggoner sowie von einem Mann namens Wright mitgebracht hätte. „Es sollen gute Bücher sein“, fügte er hinzu. Bruder Meyer würde am folgenden Sabbat im Nachbardorf in der Adventgemeinde predigen. So beschlossen wir beide, dahin zu gehen.

Als wir nach einem langen Weg dort müde ankamen, setzten wir uns unter die Zuhörer und warteten gespannt auf Bruder Meyer. Wir wollten gerne wissen, was er zu sagen hatte. Aber zu unserer großen Enttäuschung kam Bruder Meyer nicht. Aus irgendeinem Grund wurde er aufgehalten, und wir kehrten unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Statt dessen bekam ich von einem anderen alten Bruder namens Keul, den ich bald danach kennenlernte, ein Heft mit dem Titel *Aus der Knechtschaft befreit*. Diesem Büchlein sollte ich hinfort meine größte Aufmerksamkeit widmen. Ich habe es gelesen und wieder gelesen und konnte mich nicht mehr davon trennen. Es war nun mein größter Wunsch, diese wunderbare Botschaft auch meinen rumänischen Geschwistern zugänglich zu machen. So begann ich, sie zu übersetzen.

Ein Jahr später kam Bruder Meyer wieder, und diesmal sollte ich ihn tatsächlich kennenlernen. Es war eine wunderbare Begegnung. Ich weiß noch, wie er strahlte, als ich voller Begeisterung das Büchlein *Aus der Knechtschaft befreit* unter meiner Jacke hervorholte. Er konnte sofort die Wertschätzung erkennen, die wir dieser Botschaft entgegenbrachten. Wir waren vom ersten Augenblick an ein Herz und eine Seele.

Die Verbindung mit unserer Bewegung führte mich letztendlich zur Trennung von der Reformgemeinde, die sich aber noch einige Jahre hinauszögerte, da ich die Hoffnung hatte, daß auch sie die Botschaft annehmen würde. Aber sie wollte nicht! Was für eine bittere Enttäuschung war das für mich! Kein einziger von ihnen war dazu bereit! Ich sah es dann als meine Pflicht an, mich endgültig von ihnen zu trennen.

Mit dem Lesen des Büchleins *Aus der Knechtschaft befreit* fing ein neuer Lebensabschnitt an. Mit großem Eifer ging ich daran, die Grundsätze dieser Botschaft anzuwenden, und im Glauben empfing ich die Gewißheit meiner Wiedergeburt. Lange Zeit glaubte ich, daß ich zu diesem Zeitpunkt wiedergeboren wurde. Aber ich muß dies

heute revidieren, denn durch das zusätzliche Licht, das wir inzwischen bekommen haben, sieht es anders aus.

Bezüglich meiner Wiedergeburt kann ich den Zeitpunkt, den Ort und die Umstände nicht eindeutig angeben, bin aber überzeugt, sie zu einem früheren Zeitpunkt erfahren zu haben, ohne daß ich damals wußte, daß Gott sie mir bereits geschenkt hatte.

Dies ist dadurch zu erklären, daß ich bis dahin noch nie eine so ausführliche und zusammenhängende Darlegung über die Rechtfertigung durch Glauben gelesen hatte. Ich dachte, ich müßte jetzt alle aufgeführten Schritte durchgehen, ehe ich die Gewißheit haben könnte, wiedergeboren zu sein. In Wirklichkeit hätte das Lesen dieses Buches für mich aber nur eine Bestätigung sein sollen, daß dies bereits geschehen war.

Die tiefe Sündhaftigkeit meiner Natur und das daraus folgende Schuldgefühl waren mir nämlich von früher schon bekannt. Auch hatte ich bereits tiefe Reue über meine Sünde empfunden, meine Sündhaftigkeit bekannt und Vergebung und die damit verbundene Befreiung erlangt. Aber ich hatte diese Dinge bis zu dem Lesen des Büchleins „Aus der Knechtschaft befreit“ noch nie so spezifisch und so schön ausgelegt gefunden. Die Erfahrung der Wiedergeburt hatte ich schon gemacht, konnte sie aber nicht mit diesen neuen Begriffen in Einklang bringen, und so schien es mir, als müßte ich alle diese Dinge noch erfahren. So sehe ich das, was sich im Zusammenhang mit dem Hören jener seltsamen Stimme in mir abspielte, und die Ereignisse, die darauf folgten, als Beweis meiner Wiedergeburt, weil ich damals eine echte Bekehrung erfuhr. Wer anders als Gott kann solch ein Wunder tun, dort Leben zu geben, wo der Tod herrschte? Nur der Geist des lebendigen Gottes vermag „das Herz der Väter bekehren zu ihren Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern“. *Maleachi* 3,24.

„Die das Gesetz tun, werden gerecht sein. Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun des Gesetzes Werk . . .“ *Römer* 2,14.

Christus „ist das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen“. *Johannes* 1,9.

„Man hört den Wind in den Zweigen der Bäume, in dem Rascheln der Blätter und Blüten. Und doch ist er unsichtbar. Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht. So geschieht auch das Wirken des Heiligen Geistes am Herzen der Menschen. Dieser Vorgang kann ebensowenig erklärt werden wie das Brausen des Windes. Es mag jemand außerstande sein, genaue Zeit, Ort und einzelne Umstände seiner Bekehrung anzugeben, und dennoch ist er bekehrt. So unsichtbar wie der Wind weht, wirkt Christus beständig auf das Herz

ein. Nach und nach, dem einzelnen vielleicht ganz unbewußt, werden Eindrücke hervorgerufen, die die Seele zu Christus ziehen. Diese Eindrücke mögen dadurch empfangen werden, daß man über ihn nachdenkt, in der Heiligen Schrift liest oder das Wort Gottes von seinen Dienern hört. Dann plötzlich, wenn der göttliche Einfluß immer stärker und unmittelbarer geworden ist, ergibt sich die Seele freudig dem Herrn. Viele nennen dies eine plötzliche Bekehrung, und doch war es nur die Folge des langen, geduldigen Werbens des Geistes Gottes.“ *Das Leben Jesu* 156.

„Überall, wo Liebe und Mitleid sich kundtun, wo das Herz anderen zum Segen wird und sie beglückt, offenbart sich das Wirken des Geistes Gottes. Inmitten der Tiefen des Heidentums sind Menschen, die nichts vom geschriebenen Gesetz Gottes wußten und selbst den Namen Christi nie gehört haben, freundlich und liebevoll gegen Christi Diener gewesen und haben sie unter Gefahr ihres eigenen Lebens beschützt. Solche Handlungen bekunden das Wirken göttlicher Kraft. Der Heilige Geist hat die Gnade Christi in das Herz der Wilden gepflanzt und – gegen ihre Natur und die ihnen zuteil gewordene Erziehung – ihr Mitgefühl erweckt. ‚Das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen‘, scheint in ihre Seele hinein, und dies Licht wird, wenn sie demselben folgen, ihre Füße zum Reiche Gottes führen.“ *Christi Gleichnisse* 381.

Diese Texte zeigen deutlich, daß Gott sehr wohl in der Lage ist, einem Menschen die Wiedergeburt zu schenken, auch ohne daß er die Botschaft „Aus der Knechtschaft befreit“ gelesen oder gehört hat. Auch meine Erfahrung bestätigt dies.

Heinrich Halmen

Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen

Ich wuchs wohlbehütet mit vier Geschwistern in einer adventistischen Familie auf. Meine Eltern bemühten sich aufrichtig, uns nach den Grundsätzen E. G. Whites, unserer Prophetin, zu erziehen: Wir aßen kein Fleisch, machten täglich morgens und abends Andachten und rechtzeitig Sabbatanfang und hielten genau die Sabbatruhe ein. Das waren nur einige Punkte, auf die sehr geachtet wurde.

Als ich ca. zehn Jahre alt war, wechselten meine Eltern von der „Reformgemeinde“ in die „Große Gemeinde.“ Erstaunt und etwas verwirrt erlebte ich mit, welchen Anfeindungen und Bosheiten wir von ehemals lieben Mitgläubigen ausgesetzt waren. Dies prägte sich mir tief ein.

In der Adventgemeinde gefiel es mir sehr gut. Es wurde viel geboten. Wir schlossen uns der Bläsergruppe an und hatten dadurch viele Kontakte und Erlebnisse. Von den Glaubensunterschieden bekam ich damals allerdings noch nichts mit.

Später, ich war ca. 15 Jahre alt, half ich in der Kinderbetreuung mit, und gar nicht lange darauf bekam ich die Leitung der sogenannten Kindersabbatschule.

Dies machte mir viel Spaß, und ich setzte alle meine Kräfte und Fähigkeiten für die Kinder ein. Ich nahm diese Tätigkeit sehr ernst und bereitete mich auch gründlich auf die biblischen Themen vor. Dadurch lernte ich die Zusammenhänge in der Bibel etwas besser kennen. In dieser Zeit hatten wir auch eine nette, aktive Jugendgruppe. Ein Jungprediger kümmerte sich sehr um unser Wohlergehen, und es wurde viel unternommen: Freizeiten, Wanderungen, Jungendstunden über verschiedene Themen (allerdings mehr allgemeiner Art, aber sehr wenig geistliche Themen), Filme, Singen in Krankenhäusern und Altenheimen etc. Das waren nur einige Punkte aus unserem reichhaltigen Programm. Ich fühlte mich sehr wohl in dieser Gemeinschaft und hatte überhaupt kein Verlangen nach mehr geistlicher Nahrung. Ich fand unsere Familie überdurchschnittlich gläubig, da wir uns so sehr an die Grundsätze von E. G. White hielten (was in dieser Gemeinde durchaus nicht der Standard war) und auch alle aktiv am Gemeindeleben teilhatten.

Als ich ca. 16 Jahre alt war, kam eines Abends — wir waren alle schon im Bett — ein starkes Gewitter. Der Donner krachte fürchter-

lich, die Blitze zuckten, begleitet von dem starken Rauschen des Regens. Meine drei Jahre ältere Schwester stand am Fenster und schaute dem ganzen Treiben zu. Plötzlich sagte sie sehr leidenschaftlich: „Ach, wie schön wäre es, wenn jetzt Jesus kommen würde!“

Diese Worte trafen mich wie ein Blitz. Eine riesige Angst überkam mich, und ich konnte lange nicht mehr einschlafen. „Nein“, dachte ich, „er darf noch nicht kommen! Ich bin ja noch gar nicht bereit!“ Ich war völlig überzeugt, daß mir noch etwas fehlte. Es war, als ob Jesus mir erschienen wäre und ich sein Angesicht nicht ertragen könnte. Warum war ich noch nicht bereit? Was sollte ich tun? Viele Gedanken gingen mir seit diesem Erlebnis durch den Kopf. Ich begann, all diese Gedanken und Ängste aufzuschreiben, und schickte viele Hilfeschreie zum Himmel. Mein Gebetsleben und das Interesse an geistlichen Dingen wurden von diesem Zeitpunkt an viel intensiver.

Ich bat den Prediger um Taufunterricht, und nachdem er mit mir all die Glaubenspunkte durchgegangen war, nannte er den Tauftermin, und es war selbstverständlich, daß ich mich nun taufen lassen sollte.

Ich erwartete etwas ganz besonderes zu meiner Taufe: ein Zeichen vom Himmel, so wie bei Jesu Taufe, daß sich der Himmel öffnet oder daß ich zumindest eine Stimme hören würde . . . Ich war schon etwas stolz auf meinen Namen: Ellen G. W. — mein Vater hatte es so gewollt zu Ehren von Ellen G. White. So dachte ich, daß Gott sich auch ganz besonders zu mir neigen würde . . . Die Taufe ging vorüber, meine Arme waren voller Geschenke und Blumen, doch mein Heiland hatte mir nichts geschenkt! Ich war tief enttäuscht.

Mit 17 Jahren lernte ich Klaus kennen. Er war richtig „erbeten.“ Das war eine schöne Erfahrung für mich, durch die ich das erste Mal so richtig spürte, daß Gott mich lieb hat und meine persönlichen Bedürfnisse kennt und stillt.

Klaus hatte auch ein tiefes religiöses Empfinden, und so tauschten wir uns auf diesem Gebiet sehr viel aus. Auch beteten wir regelmäßig zusammen.

In dieser Zeit wurde er auf verschiedene Büchlein von F. T. Wright aufmerksam, und begeistert erzählte er mir davon. Ich verstand noch nicht viel davon und ließ ihn reden. Als er mir eines Tages erklärte, daß es möglich sein könne, daß er um dieser Dinge willen einmal die Gemeinde verlassen müsse — er wolle es mir nur rechtzeitig sagen, damit ich mich auch früh genug für oder gegen ihn entscheiden könne — nahm ich ihn gar nicht ernst. „Die Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wird“, dachte ich mir.

Ein Berufswechsel stand bevor. Ich wollte noch Krankenschwester werden. Gottes Führung war eindeutig: ich sollte dazu nach Ber-

lin gehen, weit weg von daheim und von Klaus! 3 Jahre Trennung! Jetzt begann eine wahre Flut von Briefen, es ging hin und her, und natürlich waren die Hauptthemen Glaubenspunkte. Klaus hatte mir das Heftchen *Aus der Knechtschaft befreit* kopiert, und ich studierte es fleißig. Es war schon interessant mit *Römer 7*: Sündigen, vergeben lassen, sündigen . . . sündlos werden wollen . . .

Auch meinen Eltern blieb es nicht verborgen, daß Klaus „andere Lehren“ im Kopf hatte, und in großer Sorge um mich „bearbeiteten“ sie mich. Lange Telefonate und Briefe sollten mir zeigen, wie gefährlich es sei, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Mein Vater schrieb Zitate von Schwester White, die gut saßen und seine Meinung scheinbar unterstrichen.

Ich war hin- und hergerissen. Wenn ich das Büchlein von Wright las, war ich sehr begeistert. Es war so einfach und klar geschrieben.

Dann kamen die Einwände, auch ganz klar, ich wußte keine Antwort darauf.

Ist vielleicht doch alles Verführung? Ich sprach mit Klaus darüber. Er erklärte mir vieles, und ich war wieder beruhigt — bis zum nächsten Brief meiner Eltern oder des Predigers der Gemeinde. Ich war wie zerrissen!

Klaus bedrängte mich nie. Wenn er etwas Interessantes studierte, teilte er es mir mit, nicht mehr! Er ließ mir völlige Freiheit zu studieren, was ich wollte.

Ich kam zu dem Schluß, daß ich, wenn es Gottes Wahrheit war, was Wright da schrieb, es auch in der Bibel und in Schwester Whites Büchern finden müßte. Ich legte Wrights Büchlein weg und begann ganz intensiv (zum ersten Mal), Schwester Whites Bücher zu studieren, während ich Gott ernstlich um Führung bat. Gleichzeitig wurde ich in der Berliner Gemeinde sehr aktiv. Ich übernahm wieder Kindersabbatschulen, und wenn es dienstlich ging, besuchte ich die Lehrervorbereitungen, die vor dem Gottesdienst gehalten wurden. Jugend- und Bläserarbeit kamen dazu.

Als ich in Berlin anfang, hatte ich fürchterliches Heimweh! Als ich einmal so kniete und abwechselnd betete und weinte, kam in mir plötzlich der Gedanke auf — als wäre er gesprochen: „Fange einen Gebetskreis an.“ (Ich muß erwähnen, daß es ein adventistisches Krankenhaus war, in dem ich lernte. Auch der Großteil der Schüler und des Personals des Krankenhauses waren Adventisten). Mich erfüllte dieser Gedanke, und getröstet befestigte ich eine Einladung zu einem Gebetskreis am Schwarzen Brett im Schülerinnenheim. Einige sagten mir: „Ach, das haben schon viele versucht, es schief aber immer sehr schnell wieder ein.“ Dies brachte mich aber in keiner Weise von meinem Vorhaben ab. Ich war mir so sicher, daß ein En-

gel mir den Auftrag gegeben hatte. Und wirklich, diese Gebetskreise waren ein großer Segen und hielten sich die ganzen drei Jahre, die ich dort war, und es kamen auch immer genug Jugendliche!

Bei einem dieser Treffen schilderte uns ein Mädchen in ergreifender Weise ihre Lage. Sie wolle so gerne alles richtig machen und bekenne am Abend ihre Sünden. Doch am nächsten Tag mache sie dasselbe wieder falsch, bereue es wieder usw. Sie sackte richtig in sich zusammen und fing an, bitterlich zu weinen. Wir alle schwiegen betreten. Wie sollten wir sie trösten? Ihre Worte erinnerten mich an das Heftchen *Aus der Knechtschaft befreit*, in dem die typische Römer-7-Erfahrung geschildert wurde. Ich fing an, davon zu erzählen — wußte aber selbst noch zu wenig davon. So holte ich mein Heftchen, und wir lasen gemeinsam daraus. Nach diesem Treffen fragte mich W., ein neuer Schüler, woher ich das Büchlein hätte, und er erzählte mir, daß er in Darmstadt, wo er herkam, auch Literatur von Wright studiert hätte und intensiv gebetet hätte, daß er in Berlin jemanden finden würde, der dies mit ihm studieren würde. Er war ganz überwältigt. Von dieser Zeit an studierten einige der Schüler mit uns dieses Büchlein. Gott hatte mich ganz sanft wieder zu dieser Literatur geführt — das spürte ich!

Auch an E. G. Whites Büchern fand ich immer mehr Gefallen, und mit großem Eifer studierte ich, wann immer mir auch Zeit blieb. Da ich kein Einzelzimmer hatte, zog ich mich in den Fernsehraum oder, wenn mir schon jemand von den Mitstudierenden zuvorkam, in die Aula zurück. (Da kam es dann schon öfter vor, daß der Nachtwächter nachsah, warum um vier Uhr früh das Licht noch an war. Er meinte, es wäre vergessen worden.)

Beim Studium der Botschaften hat sich in mir ein Wandel vollzogen, so daß die Sünde nicht mehr über mich herrschen konnte. Im stillen Glauben ergriff ich die Wiedergeburt, ohne dabei auf eine besonders spektakuläre Erfahrung verweisen zu können.

Je mehr ich studierte, um so eifriger wurde ich in der Gemeinde. Mir war ganz klar, daß diese kostbaren Wahrheiten erzählt werden müssen. Die Laodizeabotschaft traf voll auf die Gemeinde zu, das merkte ich sehr deutlich. Ich mußte aber leider auch feststellen, daß sie es gerne war. Wenn man dies ansprach, sagten sie: „Ja, wir sind Laodizea, und wir sind die letzte Gemeinde. Das ist vorausgesagt.“

Die erste Stunde im Sabbatgottesdienst war immer „Bibellektion“ (= Bibelschule). Die Anwesenden wurden in Gruppen (Klassen) aufgeteilt, und jede Klasse hatte einen Lehrer. Es wurde über vorgegebene biblische Themen gesprochen. Jeder hatte ein Sabbatschulheft und sollte es auch ausgearbeitet haben. Bei diesen Bibelschulen machte ich gut mit (hatte mich auch gut vorbereitet). Doch bald muß-

te ich feststellen, daß ich kaum noch aufgerufen wurde, und wenn dies doch der Fall war, so kamen sofort ganz viele Gegenargumente, ganz gleich was ich sagte. Das machte mich nachdenklich.

Um so gesegneter waren die gemeinsamen Studien mit den „Gleichgesinnten.“ Besonders schön war es, wenn Klaus zu Besuch kam. Er wußte immer viel mehr und konnte es so klar darlegen. Das sprach sich schnell herum, und so waren wir dann immer ein ganzes Grüppchen.

Das fiel den Predigern aber bald auf, und Klaus wurde Grundstücksverbot angedroht.

Meine Eltern merkten natürlich auch, daß es in Berlin weiterging. Immer wieder versuchten sie, mir durch Zitate und Gegenargumente zu beweisen, daß die Gemeinde der STA die letzte Gemeinde sei und daß Gott „das Schiff sicher in den Hafen bringen werde.“

Sie flehten mich an, Klaus aufzugeben, weil sie meinten, sein Einfluß hätte mich verwirrt. Mir zerriß es fast das Herz, das Leid meiner Eltern ansehen zu müssen. Sie hatten ja alles für mich getan, und ich liebte sie. Und nun war ausgerechnet ich die Ursache ihres schweren Kummers! Immer wieder prüfte ich die Wahrheiten. Ich versuchte, meinen Eltern meine Sicht zu erklären. Doch sie konnten mich nicht verstehen. Sie hatten ja schon einmal die schmerzliche Erfahrung einer Gemeindetrennung durchmachen müssen; das hat sie sicher auch beeinflußt, ablehnend zu sein.

Auch andere Freunde von damals schrieben Briefe — mahnend, flehentlich bis drohend. Meine ehemalige Chefin (auch Adventistin) warf mir vor, das fünfte Gebot zu übertreten: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“

Ich konnte nur antworten: „Ich muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Das war eine schwere Zeit. Doch es war auch eine schöne Zeit, denn meine Verbindung zu Gott wurde immer inniger, und wenn mich jetzt jemand gefragt hätte: „Wärest du bereit, wenn Jesus jetzt käme?“, hätte ich voller Sehnsucht gesagt: „Er soll sofort kommen!“ Ich durfte auch viele schöne Erfahrungen machen im Krankenhaus, in der Ausbildung usw., und der Segen Gottes begleitete mich — das merkte ich! Es war komisch! Auf der einen Seite war es so hart — die ganzen Kämpfe wegen der Gemeinde —, auf der anderen Seite war es mir, als ob der Himmel schon auf Erden wäre: ich erfuhr Segen über Segen!

Eines Tages — meine Lehrzeit war schon fast zu Ende, Klaus war gerade bei mir zu Besuch — kam der Prediger zu mir ins Zimmer und lud mich und noch zwei andere der Mitstudierenden unserer Literatur zur Ausschußsitzung ein. Ich weiß nicht mehr genau, was er

sagte. Er war aber sehr freundlich; sie wollten Klarheit über uns haben. Schon am nächsten Tag sollte es sein. Als er gegangen war, kam eine schwere Angst und Entmutigung über mich. Ich kam mir so hilflos und schwach vor — und ich sollte „aussagen“! Wir beteten alle zusammen und studierten in *Dem Leben Jesu* von Jesus. „Er verteidigte sich nicht — er kämpfte nicht um sein Recht. Er stellte alles seinem Vater anheim . . .“ Das tröstete mich etwas. Ja, so wollte ich es auch machen. Die Entmutigung wich, die Angst blieb. Aber bis der vereinbarte Zeitpunkt kam, war auch diese weg.

Jeder mußte alleine kommen. Es kam mir vor, als wäre ich vor Gericht. Als W. und R. an der Reihe waren, betete ich die ganze Zeit still um Führung.

Dann wurde ich gerufen. Etwa zwanzig Augenpaare blickten mich genauestens an. Alle saßen um einen großen Tisch.

Der Prediger hatte das Wort, im wahrsten Sinne des Wortes! Denn er redete ununterbrochen. Er erzählte von den Sünden von Waggoner und Jones und vieles, was ich gar nicht verstand. Ich fragte mich nur, was das Ganze sollte. Am Schluß seiner Rede verbot er uns, mit anderen über unseren Glauben zu sprechen.

„Das kann ich nicht“, antwortete ich. „Das ist mein Leben, das, was mich erfüllt!“ Aber er blieb bei seinem Verbot und wollte mich entlassen. Nein, so konnte ich nicht gehen! Ich bat, zum Abschluß beten zu dürfen, und niemand wagte es, diese Bitte abzuschlagen. Nun schüttete ich Gott vor allen mein Herz aus. Es war fast eine kleine Predigt: Ich bat ganz flehentlich für alle Anwesenden um Führung und Erleuchtung.

Als ich Amen sagte, wischten sich einige von diesen „Starken“ heimlich Tränen fort und verabschiedeten mich sehr freundlich. Ich merkte: Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo ich in der Gemeinde keinen Platz mehr hatte. Es fiel mir unglaublich schwer, meine Austrittserklärung zu schreiben. Die Gemeinde, in der ich groß geworden bin, die mir so viel bedeutete, in der ich viele schöne Dinge erlebt hatte, all die Freunde . . . alles aufgeben!

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Gott gab mir viel Trost in jener Zeit, und ich habe ihm auch meine Familie empfohlen, daß er sie führt und leitet. Ich bin sicher, daß er dies tut, wie er auch mich geführt hat — vorausgesetzt es wird ihm nicht widerstanden. Ich bete auch viel für all die kostbaren Menschen, die in Berlin mit der Botschaft in Berührung kamen. Was ist aus dem Mädchen geworden, das so mit seinen Sünden kämpfte? Gott weiß es. Ein Same ist gestreut worden.

Zum Abschluß möchte ich noch erwähnen, daß Gott mich in reicher Weise belohnt hat: Er hat mir viele kostbare Wahrheiten ge-

schenkt, die mir auf dem Weg zum Himmel und zur Ausführung seines großen Planes helfen, und er hat mir viele treue Freunde geschenkt — echte Freunde, die das gleiche Ziel vor Augen haben, die den gleichen Weg gehen. Gott sei Lob und Ehre, Preis und Dank!

Amen

Gisi Gläser

Ein Donnerskind wird bekehrt

Um es gleich vorweg zu sagen: Wenn der Leser erwartet, ich könnte ihm den genauen Zeitpunkt oder zumindest das Ereignis nennen, bei dem ich die göttliche Natur erhalten habe, um vom Sklavenherrn befreit zu werden, so muß ich ihn leider enttäuschen. Ich bin schon heute sehr gespannt auf den Augenblick, wenn ich dies dereinst von Gott erfahren werde. Ich kann aber doch einige Meilensteine auf meinem Lebensweg aufzählen. Ebenso ist es mir möglich mitzuteilen, wie ich die Bestätigung meiner Wiedergeburt erhalten habe.

Als meine Mutter mit mir schwanger war

Meine Mutter hatte während ihrer Schwangerschaft, als sie mich unter ihrem Herzen trug, unter mancherlei Trübsal zu leiden. Dies ist neben der anschließenden Erziehung sicherlich mit ein Grund dafür, daß ich einen betont „melancholischen Schlag“ abbekommen habe. Somit wurde ich meiner Einschätzung nach um einiges sensibler und nachdenklicher veranlagt als etwa irgendeines meiner anderen sechs leiblichen Geschwister.

Positive Babysitter

Durch verschiedene Umstände war es meiner Mutter nicht immer möglich, mich während der ersten Jahre meines Lebens ununterbrochen zu beaufsichtigen. Meine den Erzählungen nach tiefgläubige, evangelische Großmutter väterlicherseits hatte mich immer wieder in ihrer Obhut. Sie muß eine liebe, gutmütige und sanftmütige Frau gewesen sein, deren Einfluß sich ganz bestimmt positiv auf mich auswirkte.

Denselben Frieden strahlte ihre Schwester auf mich aus. An jene Großtante kann ich mich noch sehr gut erinnern, weil sie bis in mein frühes Erwachsenenalter lebte.

Die Großmutter verstarb, als ich etwas über zwei Jahre alt war. Meine Großtante war ebenfalls Protestantin und letzte Vollzeitmesnerin in unserem Dorf. Ich kann mich an einen Tag erinnern, als sie mich zum Glockenläuten (von Hand!) mitnahm. In der kühlen Atmosphäre der kahlen, lutherischen Ortskirche war für mich nur mein Echo interessant, wenn ich etwas zwischen die Bänke rief. Das mochte meine oft ernst blickende, dann wieder lustig kichernde Großtante nicht.

Einen entscheidenden Beitrag meiner Mutter darf ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen: Frühzeitig brachte sie mir das nur allzu bekannte Gutenachtgebet bei: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm’.“ Spätestens von da ab war mir mein ganzes Leben lang mehr oder weniger das Ziel und der Grund meines Daseins bewußt. Das eine oder andere religiöse Bild an der Wand beeindruckte mich sehr, auch wenn ich es heute nicht mehr aufhängen würde. Eines davon sollte eine Himmelsszene darstellen.

Meine katholische Großmutter mütterlicherseits im Haus pflegte in kindlicher Weise eine interessante Religiosität. Sie sang auf fröhliche Weise Lieder und konnte zahlreiche Gebete (besser: Gebetsformeln) blitzschnell aufsagen. Vieles davon muß sie von ihren Eltern am Familienaltar gelernt haben. Schon ihre Mutter hatte gerne regelmäßig ein ganz bestimmtes Feldkreuz aufgesucht. Ich muß an dieser Stelle einräumen, daß der Einfluß meiner lieben Oma auch seine Schattenseiten hatte.

Im Schulalter

Mein liberaler Vater überließ als „Papierprotestant“ die religiöse Erziehung meist meiner Mutter, die uns Kinder in ihrer katholischen Kirche groß werden ließ. Ich kann mich eigentlich kaum an eine Glaubensdebatte zwischen meinen Eltern erinnern, deren Erziehung sich meist auf Werte dieser Welt konzentrierte. Trotzdem sollte es sich erweisen, daß die Kluft zwischen den beiden deutschen Großkirchen praktisch durch mich hindurch verlief.

Seit der Zeit kurz vor der Kommunion besuchte ich mehr oder weniger regelmäßig die katholische Kirche im Nachbarort und entwickelte einen kindlich-überzeugten katholischen Glauben. Der alte Pfarrer blieb der einzige, bei dem ich je gebeichtet habe. Er besuchte uns oft zu Hause. Meist war ich auf seiner Seite, wenn meine Eltern seine geistlichen Ansichten stark anzweifelte. Dieser väterliche Mensch hätte mich gerne als Priester gesehen, was in gewissem Sinn meinen Neigungen entsprochen hätte. Aber mir war immer klar, daß ich einmal heiraten wollte, was einem katholischen Priester ja versagt ist. Außerdem riß ich mich nicht um den Umgang mit Toten bei Beerdigungen oder Todgeweihten zur Zeit der letzten Ölung.

Jedenfalls stimmte ich bald mit der Sicht meines Pfarrers überein, wonach ein protestantischer Christ nur einen Teil der Wahrheit habe. Mein katholisches Erbe sei die ganze Wahrheit. Vor dem aufopfernden Dienst meines Vaters für die Familie hatte der Pfarrer allerdings eine Menge Respekt. Mir imponierte sehr, wie dieser Priester uns in der Schule deutlich den Unterschied zu protestantischen

Lehren aufzeigte und punkto Ökumene nie dazu bereit war, auch nur eine Wahrheit preiszugeben, für die er einstand. Am meisten freuten mich die von ihm erzählten biblischen Geschichten, wobei ich fast nie einen Blick in die Unterrichtsbibel warf. Diesem mit seinen unerschütterlichen Grundsätzen ausgestatteten Mann verdanke ich übrigens meinen bis heute erhaltenen, kaum angezweifelten Glauben, daß wir Menschen buchstäblich von Adam und Eva abstammen und die Erde nicht „soundso“ ewig lang besteht. Außerdem prägte er uns frühzeitig das baldige Wiederkommen Christi ein und beharrte darauf, den Sonntag als ersten Tag der Woche zu bezeichnen, mit dem die christliche Woche eingeleitet würde.

In einem anderen lutherischen Nachbarort (katholische Diaspora wie mein Dorf auch) hielt der Pfarrer oft für nur vier Leute eine ganze Messe in der eiskalten Lutheranerkirche. War das ein Gegensatz zur manchmal überfüllten katholischen Kirche im erstgenannten Nachbarort! Hier hatte ich mich nie so wohl gefühlt, schon deshalb, weil ich nicht aus demselben „Nest“ kam.

In meinem evangelischen Heimatdorf gab es nur einige katholische „Pioniere“; unter den „hiesigen“ Klassenkameraden war ich der einzige Katholik. Im katholischen Nachbarort fühlte ich mich nie zu Hause, da die Katholiken dort vielfach so lau waren; ihr Glaube schien ihnen eine Selbstverständlichkeit zu sein.

Während der Firmung („Salbung mit dem Heiligen Geist“) wich dieser Eindruck nicht von mir.

Versehentlich wurde ich dafür zwei Jahre zu früh herangezogen. Schon damals vermutete ich stark, daß die älteren Mitfirmlinge nicht so recht wußten, was denn das ganze Theater da sollte. Bald brauche man ja eh nicht mehr die Gottesdienste zu besuchen.

Ich nahm aber die Aussage des Weihbischofs sehr ernst, wonach ich fortan ein Streiter Christi sei.

An einem Sonntag nahm sich mein in religiöser Beziehung äußerst zurückhaltender Vater Zeit, mit mir über die seiner Meinung nach vielen Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Großkirchen zu sprechen. Er zeigte mir das evangelische Gesangbuch mit den Liedern, die auch im katholischen zu finden waren, wenngleich hier und da mit einigen Textabweichungen. Ich empfand während dieses Gesprächs, daß es sich ein Protestant anscheinend ein wenig zu leicht mache, und wählte weiter den meiner Ansicht nach schwierigeren, aber vermeintlich vollkommeneren Weg. Der Himmel schien mir bei den Protestanten zu leicht zu gewinnen, denn so schlecht wäre ja wohl kaum einer, daß er in die gefürchtete Hölle kommen müsse.

Ab und zu würzte mein Vater den Alltag mit einem Bibelspruch, wie etwa: „Du Narr, heute noch wird man dein Leben von dir for-

dern.“ Oder: „Die Ersten werden die Letzten sein.“ Außerdem lebte er so manchen christlichen Grundsatz, den er von seiner Mutter gelernt hatte, beispielhaft vor.

Oftmals wachte ich absichtlich wegen meiner Gebetspraxis (Vaterunser, Rosenkranz) am Morgen früher auf. Ein Rosenkranz setzt sich aus zehn „Gesetzchen“ zusammen, in denen man zu Maria spricht. Über meinem Bett hing ein Marienbild mit Jesuskindlein, und ich betete lieber das eine oder andere Gesetzchen mehr, wenn ich mir nicht sicher war, ob ich schon zehn Stück beisammen hatte.

Nach jedem Beichten herrschte ein herrliches Gefühl mit vermeintlich weißer Seele in mir vor. Als Buße war das eine oder andere Gebet mehrmals hintereinander zu beten, dann schien alles erledigt zu sein. So entwickelte ich mich bald zu einem äußerst selbstgerechten Menschen, besonders dann, wenn ich mich mit anderen verglich. In vielerlei Hinsicht hatte ich mich auch gut unter Kontrolle, aber ich litt doch heimlich unter den Niederlagen gern gehegter Sünden.

Ich gelangte aber in ein Fahrwasser, das ich niemandem wünsche: den Glauben, ich sei ein Mensch ohne Fehler! Zum Glück sollten mich einige Ereignisse eines Besseren belehren. Das einzig Positive, was ich heute meiner damaligen Einstellung abgewinnen kann, ist die Tatsache, daß ich anfang, mein Leben nach Grundsätzen auszurichten. Daß schon das Fundament falsch war, auf dem diese erbaut wurden, steht freilich auf einem anderen Blatt.

Heidi und Jesus

Jetzt fällt es mir äußerst schwer, mich kurz zu fassen. Dennoch will ich es versuchen:

Meine Schulzeit endete mit einer Klassenabschlußfeier auf einem abgelegenen Bauernhof. Als „grundsatztreuer Einzelgänger“ hielt ich mich meist abseits vom Trubel mit seinem Gelage. Der Abend sollte sich jedoch trotzdem lohnen.

Mein Vater hatte für die Hinfahrt das damals über zwanzig Jahre alte Mokick extra repariert, und ich kam somit erst etwa um zehn Uhr abends an. Ein Klassenkamerad unterhielt sich ein wenig mit mir etwas abseits am Straßenrand. Ein Fräulein hielt dort mit ihrem Mofa an; sie war jenem Kameraden bekannt. Bald richtete sich ihre missionarische Aufmerksamkeit auf mich. Sie tat etwas, was ich von zu Hause her eigentlich nie gewöhnt war: zuhören! Mit meinem inzwischen cholerisch-rauh anmutenden Temperament wurde Heidi sehr schnell fertig: Sie erweichte es durch das sanfte Singen geistlicher Lieder. So muß David damals auch den Saul beruhigt haben!

Es war stockdunkel, und wir konnten höchstens unsere Umrisse erkennen oder abschätzen. Vieles von dem, was ich in den vorangehenden Absätzen aufgeführt habe, erzählte ich damals dieser mutigen Bauerntochter, die es irgendwann zu einem Gebet mit mir brachte, während sie mir helfend die Hand reichte. Als Heidi frei betete (das Vaterunser sprach ich mit), trat sie in meinem Innersten immer mehr in den Hintergrund. Eine Zeitlang war ich fest davon überzeugt — und bin es auch heute noch — statt dessen Jesu Hand gehalten zu haben, die da durch das Dunkel die meine nahm und ihr Gnadenangebot an mich machte.

Es entstand ein Briefwechsel daraus, außerdem Kontakte zu ernstern Protestanten in meinem Alter in Form eines Jugendkreises, den Heidi besuchte. Als ich an den dortigen Versammlungen teilnahm, glaubte ich anfangs, diesen Stand niemals erreichen zu können. Andererseits betete ich innerlich, so etwas auch in meinem eigenen Heimatort zu haben. Dies sollte sich später auf wundervolle Weise erfüllen.

Erste Missionsversuche und Verfolgungen

Die meisten meiner engeren Freunde konnte ich dazu gewinnen, mit mir Gebets- oder Bibelgemeinschaft zu haben, was oft im Auto geschah. Ich wollte die herrliche Wahrheit von einer persönlichen Beziehung zu Jesus möglichst vielen Menschen mitteilen. Meine Mutter war höchst argwöhnisch dieser neuen Entwicklung gegenüber. Meine Brieffreundin Heidi nannte sie meist nur spöttisch „die Christliche da“, weshalb ich mir die Briefe postlagernd schicken ließ. Heidi blieb aber nicht die einzige, die mich zumindest eine Zeitlang geistlich betreute. Jedenfalls begann ich jetzt damit, öfter in der Bibel zu lesen.

Versunken in Weltlichkeit, Erhalt einer zweiten Chance

Wahrscheinlich ging ich nicht ehrlich genug mit meinen Sünden um, bzw. es fehlte das klare Gesetz, welches mir Weisung gegeben hätte, ab wann Sünde eintritt, ganz gleich, wie schwer sie auch ist. Die falsche Unterscheidung zwischen leichten oder schweren Sünden oder gar Todsünden traf ich nach wie vor, und Gott geriet — abgesehen von Notlagen — mehr und mehr in den Hintergrund. Jene, die sich anfangs um mich gekümmert hatten — Heidi eingeschlossen — zogen sich nach und nach ahnungslos oder gar gleichgültig zurück. Das sind nur einige Faktoren, die eine äußerst bedenkliche Entwicklung einleiten sollten. Beruflich wurde ich — kaum erwach-

sen — in die Großstadt versetzt. Der Griff zur Bibel wurde wohl angestrebt, kam jedoch kaum zur Ausführung. Mag ich auch nicht geraucht oder getrunken haben, so geriet ich dennoch unter Einflüsse und Umstände, bei denen Gott irgendwann erneut eingreifen mußte, sollte ich nicht verlorengehen. Um es an dieser Stelle ganz kurz zu machen: ich fand mich irgendwann nach monatelangem, schwerem Leiden unter einer Bettdecke in einer Klinik wieder. Bitter weinend und Jesu Leiden wie nie zuvor begreifend, betete ich quasi in Form eines Bundesschlusses:

„Wenn Du mich noch gebrauchen kannst, so heile mich bitte!“ Genau das tat Gott, auch wenn die Gefahr eines Rückfalls noch nicht gleich generell gebannt war. Bis heute nehme ich in Anspruch, von meiner Krebsart geheilt zu sein. Damals hatte mein katholischer Pfarrer mir bereits die letzte Ölung (für Schwerkranke und Todgeweihte) gereicht.

Als Ehemann und „ökumenischer“ Protestant

In dieser Zeit erschien auch Heidi wieder auf dem Plan, nachdem ich ihr eine Grußkarte schickte. Ihr schlechtes Gewissen und ihre Bestürzung kann sich der Leser bestimmt lebhaft vorstellen!

Heidis Einfluß war fortan entscheidend, wenngleich ich es heute zutiefst bereue, sie zu einigen schmerzlichen Kompromissen bewegt zu haben, die sie aus Liebe zu mir eingegangen ist.

Heidi wohnte in Miete bei einer gemäßigten Pfingstgemeinde, die mich an sich nicht besonders ansprach. Dort ereiferten sich etliche auf der Suche nach dem Grund meiner Erkrankung, was mir nicht angenehm war. Einmal aber hielt ein schwäbisch-amerikanischer Referent an einigen Abenden Predigten. Noch nie zuvor hatte ich jemanden so herrlich über Jesus sprechen hören! (Erst E. G. Whites Buch *Das Leben Jesu* sollte mich später mehr begeistern.) Ab dieser Zeit besuchte ich regelmäßig jene Pfingstgemeinde, begann jedoch auch damit, unter katholischem Dach Bibelabende abzuhalten — mit Wohlwollen des Pfarrers. Dieser verfolgte teils freudig, teils kritisch meinen neuen Missionseifer, mit dem ich meine Freude an andere weitergeben wollte. Das führte soweit, daß Menschen, die ich früher für ernsthaft gehalten hatte, jene Stunden schon aus dem Grund nicht besuchten, weil sie sich zu schlecht dafür vorkamen. Irgendwann stellte mein Pfarrer jedoch fest, daß wir keine Mariengebete mehr sprachen, sondern uns frei zu Jesus wandten.

Während eines Eheseminars in einem katholischen Bildungszentrum widersprach ich einmal vor den Teilnehmern der Auffassung eines evangelisch-lutherischen Pfarrers, der behauptet hatte, man

könne dem strengen Maßstab der Bergpredigt Jesu hier auf Erden nie gerecht werden. Ich hielt ihm — soweit ich mich noch erinnere — *Matthäus* 5,48 vor: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Der katholische Kollege saß daneben — mit einem vielsagenden Schweigen.

Eine Zeitlang versuchte ich krampfhaft, das Positive am Katholizismus und Protestantismus miteinander zu verbinden. Selbst mein atheistischer, ehemaliger Realschullehrer erklärte dieses Unterfangen für hoffnungslos. So heiratete ich ökumenisch, um es allen recht zu machen, allerdings auch in der Hoffnung, Brücken über die Gräben zu bauen. Meine Heidi ordnete sich unter, obwohl sie aus ihrer evangelischen Kirche ausgetreten war. Erpressungsversuche ihres Vaters und mein Bitten und Drängen brachten sie schließlich dazu, den Schritt rückgängig zu machen — o hätte ich doch damals mehr vorhergesehen! Kurz vor unserer Hochzeit allerdings wurde durch ein Taschenbuch mein Glaube an die katholische Kirche endgültig in seinen Grundfesten erschüttert, so daß es nicht mehr lange dauerte, bis ich ein vorsichtiger Protestant wurde. „Vorsichtig“ deshalb, weil ich fortan nicht mehr sagen konnte, daß meine Gemeinde die richtige sei — selbst nicht die mit groben Fehlern behaftete Pfingstgemeinde.

Im Heimatort engagierten wir uns ebenfalls unter dem Dach des kirchenkritischen, jüngeren evangelischen Pfarrers. So wurde dort nach und nach meine tiefe Religiosität bekannt, spätestens nach einer Gottesdienstgestaltung in der Heimatkirche!

In der katholischen Kirche, die ich früher besuchte, paßte den Leuten die entschiedene Art und Weise nicht mehr, mit der ich mit Zustimmung des Pfarrers aus der Bibel Lesungen hielt. Selbst mein eine Zeitlang krebstherapiebedingt schütteres Haupt hielt so manchen nicht von zunehmendem, abgrundtiefem Haß ab. Bald sah ich mich genötigt, die Bibelabende in unser winziges Wohnzimmer zu verlegen. Meine Eltern tolerierten dies.

Die Sabbatruhe-Advent-Gemeinschaft

Den Glaubensstandard meiner Pfingstgemeinde schien ich bald erreicht zu haben. Bald kam es mir so vor, als fehlte mir ein Ziel vor Augen. Rundherum gab es persönliche Probleme mit und unter den bisherigen Glaubengeschwistern, worunter ich furchtbar litt. Ebenso zog in meinem Bibelkreis zu Hause alles in eine andere Richtung, kamen die Teilnehmer doch aus ganz verschiedenen Hintergründen: da war der Sohn eines evangelischen Pfarrers, mindestens ein Pfingstler, der stark spiritistisch angehaucht war, ein Verteidiger des Katholizismus und einige, denen das Leben in der Welt mehr zu-

sagte. Die Partnersuche etlicher Freunde tat ihr übriges, und bald sollte sich offenbaren, auf welches Fundament ich gebaut hatte. Ich möchte jedoch betonen, weitgehend nach meinem besten Wissen und Gewissen gehandelt zu haben.

Als eine Art geistlichen Führer sah ich jenen Schwaben-Amerikaner, mit dem mich bis heute — trotz mittlerweile getrennter Wege — eine Freundschaft verbindet. Seine Bibelarbeiten waren meine Leitlinie in jedem Studium. Doch es sollte noch etwas Besseres kommen — genau zum Zeitpunkt meiner größten Resignation!

Unserem Grundstück gegenüber stand schon immer eine leere, renovierungsbedürftige Schmiedewerkstatt, in die sich doch tatsächlich eine Familie einnistete, um das Gebäude herzurichten!

Die Leute kamen mir sehr freundlich vor, und die Anzeichen, es handle sich um Christen, häuften sich immer mehr. Der Einzug in solch ein altes Gemäuer setzt nämlich einen großen Glauben voraus — andernfalls, so dachte ich mir, müsse es sich um Verrückte handeln. Daß sie etwas andere Ansichten hatten, sah man bald daran, daß sie sonntags — emsig wie Ameisen — auf dem Dach zu sehen waren, während an Samstagen das Grundstück voller Autos aus anderen Landkreisen stand, ohne daß man jemanden draußen sehen konnte. An Ideen, wie ich diese Menschen näher kennenlernen könnte, fehlte es mir wahrhaftig nicht.

Bald war es soweit, und das Ehepaar mit den damals noch ängstlichen Kindern zwischen den Beinen ließ mich sehr schnell wissen, woran ich mit ihnen war.

Irgendwie konnte ich eine Zeitlang nicht verstehen, wie diese Leute einerseits solche fanatischen oder zumindest seltsamen Ansichten vertreten konnten, auf der anderen Seite aber doch einen tadellosen Wandel führten. Mit welchem biblischen Argument ich auch immer „nach drüben“ ging — es wurde meist wie folgt widerlegt: Die Ehefrau „lieferte den Vorschlaghammer“ durch kurze, prägnante Aussagen, und der Ehemann „verarztete“ mich hinterher, indem er mir die Aussagen geduldig erklärte. Beides war nötig, beides brauchte ich offenbar. Gesetz und Lebenswasser bekam ich in einem, und in beiden Menschen konnte ich immer wieder Jesus sehen, mochte ich auch noch so sehr Bedenken darüber hegen, es könne sich um eine gefährliche, fanatische Sekte handeln.

Die Art und Weise der Bibelauslegung war mir neu, doch überaus willkommen. Bald erhielt ich das Buch *Aus der Knechtschaft befreit* geschenkt. Ich las es sehr schnell und fühlte mich in Übereinstimmung mit dem Inhalt — zumindest verstandesmäßig. Meine Wiedergeburt bezweifelte ich kein bißchen.

An dieser Stelle möchte ich jeden warnen, irgendeine Literatur, in

der die Wahrheiten Gottes enthalten sind, zu schnell und oberflächlich zu lesen. Es kann das ewige Leben kosten, wenn man den entscheidenden Punkt nicht erfaßt oder glaubt, man stimme ohnehin damit überein.

Da ich mir meiner Erfahrung der Wiedergeburt — so wie ich sie verstand — sicher war (nach der Handreichung mit Jesus nämlich), holte das Ehepaar sich Rat, was denn zu tun sei. War es möglich, daß jemand schon die Wiedergeburt haben konnte, ehe er in Kontakt mit der Wahrheit kam?

Die Ehefrau überreichte mir auf den erwähnten Rat hin entschlossen das Buch *Die Sabbatruhe Gottes*. Ab da wechselte ich bald meine Stellung vom Lehrer zurück zum Lernenden. Zunächst wollte ich das Buch eher deshalb lesen, damit ich es wieder zurückgeben konnte, ohne zugeben zu müssen, ich hätte nur darin geblättert. Doch die Wahrheiten, die darin zu finden waren, rissen mich buchstäblich vom Hocker und beantworteten anschaulich Fragen, die ich mir schon lange gestellt hatte. Außerdem wurden nicht nur Mißstände aufgezählt, wie ich sie allerorten wahrnahm. Nein, auch die Lösung wurde mit den Zeilen angeboten. Hinzu kam die Möglichkeit, die Dinge mit der Bibel in der Hand nachprüfen zu können, wenngleich ich bestimmte Fakten zunächst stehenließ, wie etwa den Sabbat, die Prophetin Ellen White oder den Kanal der Botschaft in Form eines einzigen Botschafters.

Da ich wiederholt nicht zur Konferenz eingeladen wurde, fuhr ich aus Trotz und Sehnsucht nach mehr Licht dorthin, da ich genau in dieser Zeit „zufällig“ Urlaub hatte. Die Menschen, die ich dort antraf, waren mir nicht etwa lieber als anderswo. Doch die Botschaft, die verkündigt wurde, schien alleine auf mich zugeschnitten zu sein.

Nun änderte sich mein Leben grundsätzlich. Tief gedemütigt stellte ich fest, daß ich mich aus etlichen Fängen und Problemen nicht selbst befreien konnte. Ich darf zum jetzigen Zeitpunkt bezeugen, daß Gott ein vollkommener Problemlöser ist und genügend Kraft zur Überwindung von Sünde oder Versuchung gibt, wenn ich nur will und Vertrauen zu ihm habe.

Meine Wiedergeburt betreffend

Die Zeit sollte kommen, in der mir meine Sünden in ihrem wahren Licht vor Augen geführt werden sollten. Während einer Mittagspause in der Arbeit ging ich auf die Knie und bat Gott um eine Bestätigung meiner Wiedergeburt. Sollte diese noch nicht stattgefunden haben, wollte ich sie jetzt erfahren. Ich hatte kein besonderes Gefühl dabei, doch bestätigte mir Gott meine Gotteskindschaft mindestens mit

dem bekannten Zitat aus *Dem Leben Jesu*, Seite 252: „In einigen Fällen gewährte Jesus nicht gleich den gewünschten Segen; aber bei dem Aussatz wurde die Bitte sofort erfüllt. Bitten wir um irdische Segnungen, so mag die Erhörung unseres Gebets verzögert werden, oder Gott mag uns etwas anderes geben als das Erbetene. Wenn wir aber um Befreiung von der Sünde bitten, hilft er sofort. Es ist sein Wille, uns von der Sünde zu befreien, uns zu seinen Kindern zu machen und uns zu befähigen, ein gerechtes Leben zu führen.“ Ich glaube fest, spätestens zu diesem Zeitpunkt die Bedingung erfüllt zu haben, in Demut, Reue und Empfinden für meinen bedürftigen Zustand gebetet zu haben.

In die Lage, mir die Bestätigung meiner Gotteskindschaft zu holen, werde ich durch die Anschläge Satans öfter versetzt. Dann aber ist mir unter anderem dieses Wort sofort gegenwärtig, ganz gleich, wie ich mich fühlen mag oder wie groß mir meine Sündhaftigkeit oder eine von mir begangene Sünde erscheint.

Erst vor kurzem überprüfte ich meine Erfahrung anhand der Gleichnisse vom Sämann und den zehn Jungfrauen, wie sie so treffend in *Christi Gleichnisse* dargestellt werden. Offen für Gottes Stimme stellte ich mit Freuden erneut fest, daß mein Fundament stimmt, wenngleich die Reformation als zweite Stufe der Heiligung einen Kampf bedeutet, als ginge es um das Leben.

Warnung und Ermutigung

Wenn ich Dir, lieber Leser, auch nicht sagen kann, wann genau das steinerne Herz aus mir genommen wurde und ich das neue, fleischerne dafür bekam, so können meine Zeilen gewiß als Warnung für jeden dienen, der

- sich für vollkommen oder fehlerlos hält und seine Bedürftigkeit nicht sieht;
- die Neigung hat, Kompromisse einzugehen;
- krampfhaft am Alten festhalten will;
- oberflächlich mit der Wahrheit über die Wiedergeburt umgeht;
- nicht willig ist, sich korrigieren zu lassen;
- dazu neigt, lieber die Welt mit ihren vergänglichen Freuden zu erwählen;
- sich zu wenig um Menschen kümmert, die ein Interesse an Christus bekunden.

Wenn Gott mit mir fertig geworden ist, so reicht die Fülle seiner Gnade ganz gewiß auch für jeden anderen. Ich möchte zum Abschluß aus *Dem Wirken der Apostel*, Seite 537 zitieren, wo ich die wohl beste Beschreibung meines Temperaments gefunden habe. Es zeigt gleichzeitig, wie der Heiland bis heute mit mir umgeht:

„Die vertrauende Liebe und selbstlose Hingabe, die sich im Leben und Charakter des Johannes zeigten, enthalten für die christliche Gemeinde überaus wertvolle Lehren. Johannes hatte nicht von Natur aus das liebenswürdige Wesen, das sich in seinem späteren Leben zeigte. Anfangs wies er bedenkliche Charakterfehler auf. Er war nicht nur stolz, geltungssüchtig und ehrgeizig, sondern auch ungestüm und empfindlich, wenn er beleidigt wurde. Er und sein Bruder wurden deshalb >Donnerskinder< genannt.

Der geliebte Jünger hatte ein aufbrausendes Temperament, war rachsüchtig und kritisierte gerne. Doch der göttliche Lehrer entdeckte unter all diesen Fehlern ein brennendes, aufrichtiges und liebevolles Herz. Jesus tadelte die Selbstsucht des Johannes, zerbrach seinen Ehrgeiz und stellte seinen Glauben auf die Probe. Gleichzeitig aber offenbarte er ihm das, wonach sich sein Herz sehnte: die Schönheit der Heiligkeit, die umwandelnde Macht der Liebe.“

Ralf Hermann Melber

Mit „Fäusten“ auf der Suche nach Wahrheit und Liebe

Meine Erinnerung geht in die Zeit zurück, als ich etwa 7 Jahre alt war. Ich war eigentlich ein fröhliches Kind und hatte den Kopf voll tausend Ideen den ganzen Tag über, wie andere Kinder auch. Unsere Kindheit (ich hatte noch 3 Schwestern) war aber meist davon überschattet, dass unsere Eltern sich nicht gut verstanden. Es gab oft heftige Streitereien, und die Stimmung war dann sehr drückend, schwer, traurig und beängstigend. So entwickelte ich mich zu einem sehr schüchternen Mädchen.

Meine Eltern waren selbst sehr traurig über ihre Situation und bemühten sich, das Beste daraus zu machen. Da ich zu Hause das Beten gelernt hatte, tat ich das auch immer vor dem Einschlafen: „Lieber Gott, mach, dass Vati und Mutti sich wieder liebhaben.“

Tagsüber wollte ich auch beten, damit es mehr nütze. Da ich aber nicht überall, wo ich beten wollte, die Hände falten konnte, machte ich ein Zeichen zwischen mir und Gott: Immer wenn ich beide Hände zu Fäusten mache und die Daumen fest hineinstecke, ist das wie Hände falten. So konnte ich überall beten, das erfüllte mich richtig mit Freude, es war wie ein Geheimnis zwischen Gott und mir. Ich machte Fäuste in der Schule, beim Einkaufen, auf dem Heimweg usw. Das gab mir Ruhe, da ich ja sehr schüchtern war und oft Angst hatte, z.B. vor den Buben, die auf dem Heimweg gerne die Mädchen abpassten, die alleine heimlaufen mussten. (Ich war so ein Mädchen.)

Das mit den Fäusten gab mir Frieden, denn ich war überzeugt, dass Gott mich immer und überall hörte, auch wenn er es dann nicht so machte, wie ich es ihm vorschrieb.

Auf dem Heimweg erlebte ich noch etwas: Am Anfang des Weges stand die protestantische Kirche, und dahinter befand sich der Friedhof. Am Eingang des Friedhofes war eine grosse Engelstatue. Sie war fast dreimal so hoch wie ich. Diese beeindruckte mich mächtig, und es zog mich immer wieder dahin und auch in den Friedhof. Gleich am Anfang des Friedhofes lagen die Kindergräber. Ich stand oft da und überlegte mir, wo diese Kinder jetzt wohl sind. Zu Hause hatte ich gelernt, dass man nach dem Tode ein Engel sei und in den Himmel aufgenommen würde.

Die Kindergräber waren meist nur mit Gras überwachsen und mit einem Stein versehen. Darauf stand der Name und das Alter des Kin-

des. „Wieso ist denn hier niemand, der dem Kind schöne Blumen aufs Grab legt?“, überlegte ich traurig. „Bestimmt schauen diese Kinder ganz betrübt vom Himmel herunter und denken, dass sie vergessen sind.“ Nein, ich wollte nicht, dass sie traurig sein müssen oder denken, sie seien vergessen. So ging ich zum Abfallkorb ganz hinten im Friedhof, denn hier wurden oft viele schöne Blumen weggeschmissen. Ich suchte mir die schönsten heraus oder ging auf die Wiese, um Blumen zu pflücken. Ich füllte Joghurtbecher mit Wasser; und so kriegte jedes dieser Kinder sein Sträusschen aufs Grab. Das machte ziemlich viel Arbeit. Aber zufrieden lief ich nun, etwas verspätet, nach Hause. Von da an ging ich meistens etwa zweimal in der Woche hin, um die Blumen zu erneuern. Es war so still und schön hier, und ich dachte mir, der grosse Engel ist auch zufrieden, wenn ich das tue.

Aber eines Tages stand plötzlich ein breiter, grosser Mann vor mir. Er schaute mich ganz streng an. Es war der Siegrist, der für Ordnung in der Kirche und auf dem Friedhof zuständig war. Er sagte: „Du machst hier also solche Sachen. Kinder gehören nicht auf den Friedhof.“ Ich war total erschrocken und wagte nicht, etwas zu sagen. Er schaute so böse. Und weil ich ihn nur anschaute und nichts sagte, aber auch nicht ging, sagte er: „Mach, dass du fortkommst!“ Schleunigst nahm ich meine Schultasche, die ich während meiner Arbeiten auf die Seite gestellt hatte, und rannte davon.

Wieso hat der mich jetzt einfach fortgeschickt? Ich verstand es nicht. Zu Hause mochte ich nichts erzählen, weil ich dachte, vielleicht schimpfen sie dann auch, wenn ich so etwas getan habe. (Obwohl ich heute denke, dass meine Eltern dies nicht getan hätten.)

Und doch konnte ich nichts Schlechtes darin sehen. Ich kam zu dem Schluss, dass es wahrscheinlich die Joghurtbecher waren, die ihn gestört hatten. Aber dann hätte er mir ja andere Gefässe geben können, bestimmt hatte er ganz viele. Vielleicht hätte ich ihm sagen müssen, dass ich halt gerne ganz nahe beim grossen Engel bin?

Einige Wochen später zog es mich nochmals zum Friedhof. Ich wollte nachschauen, ob er wenigstens Blumen auf die kleinen Gräber
gelegt
hatte. Aber sie waren leer, alles war weggeräumt. Da verstand ich ihn noch weniger. Bestimmt war der Engel auch nicht zufrieden mit ihm . . .

Als ich etwa acht oder neun Jahre alt war, hatte ich noch ein anderes Erlebnis.

Zu uns kamen nicht viele Leute an die Haustüre; es waren vor allem unsere Spielkameradinnen oder der Postbote oder selten sonst ein Besuch. Aber etwa zweimal im Jahr kamen Hausierer. Einer war ein älterer Mann, der Fladenkuchen verkaufte, man nannte sie „Anggäzältä“, (das sind Fladenkuchen mit Butter und Rosinen),

eine Spezialität aus diesem Bergtal. Ein anderer hatte Schuhbündel und solche Dinge dabei. Wir hatten selber nicht viel Geld, meine Mutter musste es gut einteilen, damit es bis zum Monatsende reichte. Aber bei diesen Hausierern kaufte sie meistens etwas aus Mitleid. Einer dieser Hausierer kam jeweils noch kurz in die Küche und spielte uns irgendeine fröhliche Weise auf seiner Mundharmonika vor. Das war immer spannend und lustig für uns Kinder. Und wenn die Mutter einen solchen Fladenkuchen gekauft hatte, freuten wir uns natürlich riesig.

Eines Tages kam ein anderer Besuch an die Türe. Wir drei (die kleinste Schwester war noch nicht auf der Welt) saßen gerade in der Badewanne. So riefen wir ganz laut: „Mutti, wer ist da?“ Es war immer spannend, zu raten, wer es sein könnte. Meine Mutter antwortete nur kurz, wir sollten jetzt still sein und nicht immer rufen, es sei ein Mann an der Türe, der Bücher verkaufen wolle. Weiter sagte sie nichts. (Es war ein Buchevangelist der Adventisten; das wusste ich aber erst, als ich erwachsen war.) Ich muss gestehen, dass ich ziemlich enttäuscht war. Kuchen wären mir lieber gewesen. Wahrscheinlich hatte er eh nur Bücher für Erwachsene, solche ohne Bilder. Bei diesen bilderlosen Büchern konnte ich nie verstehen, dass man sie überhaupt lesen konnte. Die Erwachsenen taten mir immer leid. Wir drei berieten uns und kamen zum Schluss, dass wir uns schnellstens anziehen und nachschauen müssten, was er der Mutter erzählt und was er sonst noch in seinem Koffer hat. Das durften wir aber nicht.

So riefen wir nochmals ganz laut: „Mutti, nicht wahr, du kaufst etwas!“ . . . Sie hielt nachher tatsächlich ein Buch in den Händen, aber wahrscheinlich nicht wegen unseres Schreiens. Es hiess: „Kinder erleben die Welt“ und war voller schöner Geschichten. Darin war die Rede von Kindern, die es schwer hatten, aber mit viel Gottvertrauen, Mut und Durchhaltewillen ihren Lebensweg fanden, oder was es z.B. für Folgen hat, wenn man unehrlich ist, und andere ähnliche Geschichten. Ich hätte so gerne noch mehr solche Geschichten gelesen. Unsere Mutter konnte aber nicht bei jeder Gelegenheit einfach Bücher kaufen, dazu war kein Geld da. So sagte sie zu mir: „Wenn du dir sicher bist, dass du ein solches Buch willst, dann wünsche es dir doch einfach zum Geburtstag.“ Das machte ich dann auch. Auch dieses Buch „verschläng“ ich mit Freuden.

So gerne hätte ich diesen Mann auch einmal angetroffen, aber er kam immer dann, wenn ich nicht da war oder eben — wie vorher — in der Badewanne sass. Das ärgerte mich. Zu gerne hätte ich erfahren, was sich alles noch in seinem Koffer befand. (Als ich dann 23jährig in die Adventgemeinde kam und mir die gleichen Bücher wieder in die Hände fielen, schaute ich vorne nach, von wem diese Bücher

eigentlich sind. Da stand „Adventverlag“ und die Strasse der Gemeinde, in die ich eingetreten war. Da wurde mir ganz komisch. Schade, dass wir keine anderen Bücher von diesem Buchevangelisten bestellt hatten. Wie hätte ich mir gewünscht, mit solchen Jugendlichen aufzuwachsen und mehr von Gott zu lernen.)

Da ich protestantisch aufwuchs, besuchte ich mit 15 Jahren den Konfirmandenunterricht. Ich ging nun fast jeden Sonntag in die Kirche. Die Orgel und die Lieder beeindruckten mich mächtig. Sie erzählten mir von einer besseren Welt. Was gepredigt wurde, verstand ich meistens nicht. Ich wusste nicht, wovon der Pfarrer redete; es schien alles so kompliziert zu sein. Ich hatte zu der Zeit schon ziemlich viele Probleme; zu Hause war die Situation nicht besser geworden. Ich war oft sehr traurig, suchte nach etwas Besserem, nach Geborgenheit und Liebe. Ich spürte, dass mir etwas fehlte, wusste aber selber nicht auszudrücken, was. Ich suchte nach dem Sinn des Lebens, nach innerer Freude, nach Frieden. Was ist denn wichtig in diesem Leben? Um was geht es eigentlich?

Von den Liedern, die ich in der Kirche hörte, beeindruckten mich einige zutiefst und regten mich zum Nachdenken an, so z.B. folgende Ausschnitte: „Zion hört die Wächter singen, das Herz will ihr vor Freude springen“ oder: „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin“ und „Tochter Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem, sieh, dein König kommt zu dir“ und „Wacht auf, ihr klugen Jungfrauen, steht auf, die Lampen nehmt.“

Ich wollte auch eine kluge Jungfrau sein. Wo bekomme ich eine Lampe? Was bedeutet es denn, eine Lampe zu nehmen? Oder die Sätze über Zion: Wer ist diese Zion? Ich möchte auch so gerne jauchzen. Wer ist dieser König? Der muss ja ganz lieb sein, wenn diese Zion so jauchzen kann. Wie gerne möchte ich auch dabei sein bei dieser Freude. Wo findet denn das alles statt? — Ich fühlte mich weit weg von diesem Geschehen, in einem abgelegenen Dorf in den Schweizer Bergen. Es war nur wie ein schöner Traum.

Leider habe ich niemanden über diese Lieder befragt, da ich dachte, ich müsste das alles schon wissen. (Ich sagte oft Dinge, über die meine grösseren Schwestern lachen mussten, deshalb dachte ich mir: Das sollte ich bestimmt schon wissen. Wahrscheinlich habe ich wieder einmal nicht aufgepasst in der Schule oder im Konfirmandenunterricht.)

Mit 16 Jahren kam ich für ein Jahr weg von zu Hause in die italienische Schweiz als Au-pair-Mädchen. Dort lebte ich in einer Familie, musste viel im Haus arbeiten und einen kleinen Jungen betreuen. Hier lernte ich auch italienisch sprechen, was mir grossen Spass machte. Am ersten Tag sprach die Signora mit mir noch deutsch. Aber am zweiten Tag sagte sie: „Jetzt sprechen wir nur noch

italienisch; wenn du etwas nicht verstehst oder nicht ausdrücken kannst, versuch es italienisch zu beschreiben, bis du verstanden wirst.“ Ab diesem Moment hatte ich fürchterlich Heimweh. Die Leute waren aber sehr freundlich zu mir.

Nun lernte ich die Sprache ganz schnell, denn ich wollte mich natürlich verständigen können. Bald wurde dann auch das Heimweh schwächer. Als ich italienisch zu denken anfang, freute ich mich riesig.

Ein Jahr später reiste ich wieder nach Hause und besuchte nun die Berufsschule; ich wollte Arztgehilfin werden. Nun machte ich wieder viele neue Erfahrungen. Ich lernte leidenschaftlich gerne für meinen Beruf und wollte alles gut machen. Ich freute mich, dass ich so selbständig täglich in die Stadt fahren und tagsüber dort sein durfte, als wäre ich schon erwachsen.

Zu dieser Zeit machte ich aber eine für mich sehr schwere Erfahrung:

Ich hatte in dieser Stadt meinen ersten Freund, und wir verbrachten manchmal den Sonntag zusammen. Wir hatten es oft lustig und schön und konnten auch gut zusammen diskutieren. Er kam allerdings aus einer ziemlich reichen Familie und ich aus einfachen Verhältnissen.

Für mich war das wie ein Eintauchen in eine andere und schönere Welt. Zu Hause war die Stimmung oft so drückend, die Streitereien zwischen meinen Eltern hatten überhaupt nicht aufgehört. So war es für mich wie eine Flucht in eine bessere Welt, wenn wir zusammen etwas unternahmen.

Als er das zweite Mal die Matura nicht schaffte, hatte er eine Krise. Plötzlich schrieb er mir, dass er die Beziehung zu mir beenden möchte, ohne richtige Begründung. Ich war zutiefst erschrocken und verletzt, als ich seinen Brief in den Händen hielt. Warum sollte jetzt all das Schöne plötzlich zu Ende sein? Was hatte ich falsch gemacht? Kann man jemanden richtig liebhaben und ihn dann plötzlich wie etwas Überflüssiges wegschieben? Es kamen so viele Fragen, auf die ich keine Antworten wusste. Wen sollte ich jetzt fragen? Ich hatte immer gedacht: wenn man sich richtig gern hat als Junge und Mädchen, heiratet man später auch — sonst hätte ich lieber keinen Freund gehabt. Ich konnte damit nicht fertig werden und wurde deswegen schliesslich richtig krank. Die Krankheit, die ich in der Folge davon bekam, war Bulimie (Ess-Brech-Sucht). Die Neigung zu Magersucht hatte sich bei mir schon vorher entwickelt, wahrscheinlich durch die Probleme, die es zu Hause gab.

Da ich diese Krankheit nicht kannte, dachte ich, dass ich abnormal geworden sei und dass ich dies möglichst vor allen Menschen verbergen müsse. Das gelang komischerweise auch ziemlich lange.

Ich wäre aber so gerne frei geworden von dieser Krankheit und versuchte es selber. Es ging jedoch einfach nicht. Der Leidensdruck wurde immer grösser, die schulischen Leistungen nahmen ab und auch die Leistungen im Beruf. Ich erbrach viele Male am Tag. Inzwischen war ich schon sehr schwach, schwindlig und elend; ich wog nur noch 43 kg. Dabei hatte ich aber einen intensiven Arbeitstag in der Praxis und versuchte weiter, mir nichts anmerken zu lassen. Dies gelang immer noch, wahrscheinlich auch dadurch, weil ich doch noch über vieles lachen musste. Nun suchte ich mir aber doch Hilfe von aussen. Diese reichte jedoch nicht aus. So versank ich schliesslich in meiner Krankheit und Hoffnungslosigkeit. Ich wollte so gerne ein guter Mensch sein und auch das Beste leisten im Beruf und in der Schule, das war nun aber nicht mehr möglich.

In höchster Verzweiflung und weil ich dachte, mir könne niemand mehr helfen und ich wäre allen nur noch eine Last, versuchte ich, meinem Leben ein Ende zu setzen. Als angehende Arztgehilfin wusste ich, wieviel und was man schlucken muss, damit man stirbt. So schluckte ich meine gesammelten Tabletten und betete nochmals zu Gott. Ich bat ihn, dass er mich zu sich nähme. Ich dachte, dass ich dann ein Engel sei und nützlicher als hier auf Erden und frei von dieser elenden Krankheit. Das war kurz vor meinem 19. Geburtstag.

Gott hatte aber einen anderen, besseren Plan — wie immer.

So denkt nur nie, dass es keinen Weg mehr gibt, wenn Ihr keinen mehr seht. Gott hat immer einen in Liebe ausgedachten Weg für Euch. Lasst ihn um keinen Preis los! Es braucht Glauben und Geduld, aber seine Zeit der sichtbaren Hilfe kommt ganz bestimmt. In meinem späteren Leben habe ich dann so oft erfahren, dass Gott noch so viele Möglichkeiten hatte, wo ich keine mehr sah.

Nach dem Gebet legte ich mich voller Frieden hin.

Meine Arbeitskollegin, mit der ich inzwischen eine Wohnung teilte und die sonst wirklich nie in mein Zimmer ging, wenn die Türe zu war, ging am nächsten Morgen doch hinein, obwohl sie an die Arbeit hätte gehen müssen. Ich hatte an jenem Tag frei und hätte ausschlafen können. — Das war sicher Gott, der sie dazu beeindruckt hatte. — Nun wurde ich ins Spital gebracht, wovon ich allerdings nichts merkte. Es war auch schon etwas spät: 13 Stunden, nachdem ich die Tabletten geschluckt hatte. Die Ärzte sagten später, dass es mit allen möglichen Massnahmen fast nicht mehr gelang, mich wieder zum Leben zurückzuholen. (Seit dieser Zeit sind mir auch einige gesundheitliche Probleme geblieben. Ich glaube aber, dass Gott diese Probleme noch lösen wird, wenn ich weiter treu seine Wege gehe.) Als ich eine Woche später aus einer tiefen Bewusstlosigkeit erwachte, fand ich mich nicht im Himmel, sondern in einem Spitalbett. Ich war an verschiedene

Schläuche angehängt, und ein weissgekleideter Mann stand neben mir. Es war aber kein Engel, sondern ein Arzt. Einer meiner ersten Gedanken war: Gott will mich nicht zu sich nehmen, also kann er mich doch noch brauchen auf dieser Welt. Bestimmt will er mir jetzt anders helfen. Und ich freute mich darauf und dankte ihm dafür.

Ich bekam ärztliche Hilfe und hatte vollstes Vertrauen in diese Menschen, die alle so weiss angezogen waren und so viel wussten. So dachte ich mir: Die wissen bestimmt, wie man mit einer solchen Krankheit fertig wird und den Lebensweg richtig gehen muss. Hier lernte ich über meine Probleme zu sprechen, mich auszudrücken. Ich machte kleine Fortschritte im Loskommen von meiner Krankheit, allerdings sollte es noch Monate dauern, bis ich von der Bulimie frei wurde. Dafür musste ich ganz hart mitarbeiten. Aber da war niemand, der meine Blicke aufwärts zu Gott gerichtet hätte. So vergass ich das Beten leider immer mehr. Dazu bedrückte mich auch, dass ich die Antworten auf meine Fragen auch hier nicht bekam.

Nach einer 3monatigen intensiven Therapie hätte ich wieder nach Hause gehen und für mein Diplom als Arztgehilfin arbeiten können. Da ich aber wusste, dass mich die Atmosphäre zu Hause mit Sicherheit kränker machen würde, zog ich es vor, in der Stadt zu bleiben. Ich mietete ein Zimmer. Alles, was ich hatte, war ein Koffer voll Kleider und etwas Geld. Mein Vater konnte mir finanziell nicht helfen, was ich auch verstand. Er sagte, es wäre besser, ich käme nach Hause. Vom Finanziellen her gesehen wäre das auch besser gewesen, aber ich wusste einfach, dass ich von meiner Krankheit nicht loskommen würde durch die Stimmung, die zu Hause immer noch herrschte.

So bezog ich ein leeres Zimmer. Aus der Wohngemeinschaft gegenüber kannte ich die Leute ein wenig. Diese liehen mir eine Matratze und Bettzeug. Aus einigen Obstkisten baute ich mir eine Art Kasten und Regale, und für 10 Fr. konnte ich im Brockenhaus einen alten Stuhl und ein Pult kaufen. Nachdem die Miete bezahlt war, kaufte ich mit dem übriggebliebenen Geld noch einen Topf blaue Farbe und malte Stuhl, Pult und Kisten blau an. Jetzt sah alles schon viel schöner aus. Die Wand schmückte ich mit Kalenderbildern. Nun war ich sogar fast stolz auf mein kleines Reich. Ich musste allerdings einen Hilfsjob annehmen, um mir mein Leben zu verdienen. Das war ziemlich hart, weil ich noch schwach und müde war. Ich schlief nur mit Schlaftabletten, und tagsüber hielt ich mich mit Kaffee wach, da ich oft fast umfiel vor Schwäche. Von meiner Krankheit war ich auch noch nicht frei.

Ich arbeitete bei einer Firma, die Fruchtekörbe herstellte. Stundenlang musste ich die Körbe mit Stroh stopfen. Da stand ich mit Kopftuch und Schürze, der Staub vom Stroh juckte dauernd in der Nase. Aber ich wusste: Dafür kannst du dir nachher das Essen und

Kleider kaufen oder die Miete bezahlen usw. So hielt ich durch. Später durfte ich die Körbe dann mit schönen Sachen füllen, diese Arbeit war leichter und interessanter.

Am Nachmittag arbeitete ich für mein Diplom. Früher war ich immer bei den Klassenbesten. Ich spürte aber deutlich, dass das nun vorbei war. Ich war oft so müde, und alles, was ich lernen wollte, purzelte im Kopf durcheinander. Aber es blieb doch einiges hängen.

Inzwischen hatte ich eine Halbtagsstelle in einem Büro gefunden. Hier verdiente ich etwas besser, und die Arbeit war auch schöner. Nur war das Geld trotzdem immer knapp. Die Miete war nicht billig, meine Sucht auch nicht. Ich brauchte auch dringend Winterstiefel. So ging ich dann in den preisgünstigsten Laden, den ich kannte, und fand auch zwei Paar Schuhe, von welchen ich eins wählen wollte. Das eine Paar hätte so viel gekostet, dass mir für den Rest der Woche nur noch ganz wenig Geld geblieben wäre. Das andere Paar war billiger, dafür aber etwas zu klein. Ich entschied mich dann dummerweise für die etwas zu kleinen Schuhe. „Ziehst diesen Winter einfach ein bisschen deine Zehen ein“, dachte ich mir. So lief ich dann mit eingezogenen Zehen durch den Winter. Ich sage Euch aber, das war ziemlich mühsam: die Zehen dauernd einziehen, wenn's draussen kalt ist. Dass ich im Frühjahr die Schuhe in hohem Bogen in den Abfall schmiss, könnt Ihr sicher verstehen.

Im Frühling schloss ich mein Diplom ab; bei den Besten war ich nicht mehr, aber immerhin im Mittelfeld. Es machte mich aber doch traurig. Wie gerne wäre ich auch so gesund wie die anderen Mädchen gewesen; wie gerne hätte ich mein tägliches Essen im Magen behalten. Aber meine Krankheit war einfach noch stärker. Wie gerne hätte ich richtig fest gelernt und alles gewusst an den Prüfungen.

Nun wurde in der Wohngemeinschaft gegenüber ein Zimmer frei, in das ich dann einzog. Diese Zimmer waren etwas günstiger als mein einzelnes. Die Leute, die hier wohnten, waren freundlich. Das einzige, was mich ungeheuer störte, war, dass hier Hasch geraucht wurde. Sie luden mich am Anfang immer dazu ein. Ich wehrte aber immer ganz entschieden ab, damit wollte ich auf keinen Fall etwas zu tun haben. Nachher hingen sie immer so herum mit glänzenden Augen. Es roch so komisch, und sie kamen mir vor wie in einer anderen Welt — aber eine Welt, die mich absolut nicht anzog. Ich ging dann jeweils in mein Zimmer, machte die Türe zu und sperrte die Fenster weit auf; mit diesem Geruch wollte ich nichts zu tun haben. Ich wurde auch immer in Ruhe gelassen.

Ich sehnte mich nach Menschen, die gleich dachten wie ich.

Mit meinem Diplom in den Händen fand ich nun eine Arbeit im Spital in einem Büro, wo noch fünf andere junge Frauen arbeiteten. Ich war inzwischen 20 Jahre alt geworden.

In diesem Büro war viel Arbeit vom letzten Jahr liegengeblieben. Hier lag auch noch meine Krankengeschichte vom Vorjahr. Ich war froh, dass niemand merkte, dass die Krankengeschichte und ich zusammengehörten. Hier fühlte ich mich auch alleine mit meinen Meinungen. Die Menschen kamen mir so oberflächlich und oft auch lieblos vor. Ich musste meist gar nicht lachen über Dinge, die sie lustig fanden. Warum ist nicht mehr Liebe in dieser Welt? Warum sind da nicht höhere Ziele? Wieso wird soviel hintenherum geschwätzt und getan? Aber ich war wohl auch nicht besser. Ich war selber noch krank und konnte ihnen nichts Besseres zeigen.

Ich nahm dann ein halbes Jahr später zusammen mit einer Arbeitskollegin eine Wohnung, da mir die Wohngemeinschaft einfach nicht mehr recht gefiel. Diese Wohnung war in einem ganz alten Haus, in einem Quartier in der Stadt, wo lauter solche Häuser standen. Hier wohnten vor allem ältere Leute oder Studenten. Meine Kollegin hatte Kontakt zu Studenten und Studentinnen, und ich dachte, mit diesen Leuten kann man bestimmt besser sprechen. Aber auch wenn diese Gespräche andersartig waren und kein Hasch geraucht wurde, sie waren doch oberflächlich. Es fehlte einfach ein höherer Sinn und wirkliche Liebe.

Äusserlich war ich inzwischen frei geworden von meiner Krankheit und hatte wieder 14 kg zugenommen.

In dieser Zeit schenkte mir meine Schwester zu Weihnachten eine Schallplatte (CD's gab es noch nicht) über den Lobgesang von Maria, nachdem ihr der Engel erschienen war. Das erinnerte mich wieder schmerzlich an früher, als ich in der Kirche sass — an diese bessere Welt. Ja, die wollte ich finden, aber wie? Ich hörte mir die Platte immer wieder an, konnte sie bald auswendig. Ich spürte deutlich: dahin zieht's mich.

In dieser Wohnung erlebte ich einiges, was ich Euch gerne erzählen will, obwohl es nicht direkt zu meinem Weg zu Christus gehört. Aber Ihr könnt Euch dann vielleicht besser vorstellen, wie mein Alltag aussah.

Einmal war ich alleine zu Hause, draussen war es bitter kalt, und wir hatten nur einen Ölofen. Bei dem Versuch, ihn zum Brennen zu bringen, geriet leider zuviel Öl hinein, bevor ich ihn zu entzünden vermochte. So verschloss ich die Ölzufuhr und überlegte, was ich machen sollte. Ich hatte keine Lust, das ganze Öl herauszuholen, denn ich fror so sehr. So dachte ich mir: „Das machst du viel geschickter!“ Ich versuchte nun einfach, die Oberfläche dieses Öls zu entzünden, und wenn das gelingen würde, konnte es vorerst wegbrennen, und nachher würde ich dann neues Öl dazugeben. Gedacht, getan. Es entzündete sich tatsächlich gleich beim ersten Streichholz . . . Es brannte so

fort ziemlich stark, und ich war zufrieden über meine „gescheite“ Idee. Aber was war das? In dem kleinen Ofen tönte es plötzlich, als wäre ein Riesenfeuer im Gange. Mir wurde ganz anders, vor allem weil ich sah, dass das Rohr, das oben in die Wand ging, nun von unten her langsam glühend wurde. Schnell sperrte ich in der ganzen Wohnung die Fenster auf, damit das Rohr durch die hereindringende Kälte kühlen konnte, aber es glühte weiter, immer höher, immer höher. Es glühte nun schon fast bis zu der Stelle, wo das Rohr in die Wand hineinmündete. Das war ein Schreck. In meiner Not betete ich laut. Ich wusste, jetzt muss ich die Feuerwehr anrufen und dann schnell alle Leute aus den Wohnungen holen. Denn dass dieses alte Haus, in dem ja ganz viel aus Holz war, schnell lichterloh brennen würde, war mir klar. Schon hielt ich den Hörer in der Hand. Aber was sollte ich den Leuten sagen: „Kommen Sie schnell, ich hab' den Ofen ‚ein bisschen‘ zu heiss gemacht, gleich brennt das ganze Haus“, oder was sonst? Und dann kommen die mit ihrer Sirene und löschen, und alle schauen auf mich und sagen: „Die hat den Ofen zu heiss gemacht, wegen ihr brennt es.“ Das war mir ganz schlimm. Gerade als ich den Hörer wieder aufhob, begann es so eigenartig zu knacken. Ich schaute nochmals nach. Da sah ich, dass das Glühen langsam zurückging, das Öl im Ofen war aufgebraucht. Wie dankbar war ich doch, dass ich das Haus nun doch nicht angezündet hatte! Ich zitterte am ganzen Leib, aber nicht nur aus Kälte. Die Fenster machte ich wieder zu, aber den Ofen rührte ich an diesem Abend nicht mehr an. Lieber fror ich.

Ein anderes Erlebnis hatte ich einige Monate später in der Küche. Da war alles ganz alt, auch die Anschlüsse. Wir hatten hier eine eigene Waschmaschine, die wir an einem Extrahahn anschliessen konnten, gleich neben den anderen Wasserhähnen. Als einmal die Maschine fertig gewaschen hatte, zog ich den Schlauch weg. Das Dumme war nur, dass der halbe Hahn mitkam und mir der Wasserdruck vom ganzen Haus mitten ins Gesicht schoss. Ich erschrak sehr und dachte im ersten Moment: Jetzt ertrinkst du. Aber ich merkte dann natürlich gleich, dass ich nur wegtreten musste, damit der Strahl an mir vorbeischoss. Das war eine Bescherung! Zwei Stunden später hätte ich an meiner Arbeit in einer Arztpraxis sein müssen. Es kam mir zwar sofort der Gedanke, dass irgendwo im Haus ein Hauptwasserhahn sein musste, aber wo? Ich rannte alle Treppen hinunter in den Keller, fand ihn aber nicht. Im nächsten Haus rannte ich alle 8 Treppen hoch zu den Studenten, die wir kannten. Aber hier war natürlich niemand zu Hause, alle waren schon an der Uni. Also wieder hinunter. Nun läutete ich einfach bei unseren Nachbarn, die ich weniger gut kannte. Glücklicherweise war der Mann zu Hause und sagte nur, er hätte so ein komisches

Geräusch im Haus gehört und bei ihm käme kein Wasser mehr heraus. „Du kannst hochkommen, wenn du Wasser brauchst, bei uns gibt's genug“, sagte ich nur. Er fand nach langem Suchen den Haupthahn und stellte dieses Getöse endlich ab. Da stand ich nun in Gummistiefeln in unserer Küche, es war zum Heulen. Die Kochbücher und andere Dinge schwammen wie Schiffchen in der Küche umher. Ich putzte und putzte und kriegte die Küche gerade noch trocken, bevor ich zur Arbeit musste. Nebenbei sei erwähnt, dass die Frau in der darunterliegenden Wohnung gerade eine Woche zuvor ihre Küche frisch gestrichen hatte. Unser Wasser drückte aber durch den Boden hindurch, und bald hatte sie nur noch Wolken an Decken und Wänden . . .

Noch andere Erlebnisse hatte ich zu dieser Zeit, wie z.B. folgendes:

Die jungen Leute, die hier wohnten, organisierten oft Volksfestivals, und sie fragten mich, ob ich mithelfen würde. Auf so ein Festival wurden Volksmusikgruppen eingeladen, und es gab verschiedene Stände mit Brötchen, Pizzas etc. Da ich das alles nicht kannte und oft alleine war, machte ich mit. Ich wurde hinter einen Pizzaofen gestellt, da war's wenigstens schön warm.

Diese Festivals dauerten immer bis in alle Nacht hinein, und es kamen eine Menge junger Leute. Eigentlich ging es meist friedlich zu. Die Leute saßen in Gruppen zusammen und diskutierten oder tanzten. Ich blieb aber lieber hinter meinem Ofen; tanzen wollte ich nicht, ich konnte es auch nicht. Ich spürte einfach immer dieses Sehnen nach etwas anderem. Manchmal fragte ich mich: „Was ist eigentlich los mit mir?“ Nun kannte ich schon so viele verschiedene Menschen, aber immer noch hatte ich nicht gefunden, was ich suchte. Aber was suchte ich eigentlich? Soll ich wieder in die Kirche gehen? Aber wo? Und dann verstehe ich wieder nicht, worum es geht. Zudem waren in der Kirche immer nur wenige ältere Frauen anzutreffen. Interessiert denn das keine jungen Leute? Öfter kamen ja auch Leute an die Haustüre, die einen zu irgendeiner christlichen Gruppe bekehren wollten. Aber das mochte ich überhaupt nicht. Ich hatte Angst, dann in irgendeiner gefährlichen Sekte zu landen.

Diese Festivals und das Aufräumen danach ermüdeten mich oft sehr. Einmal musste ich einen betrunkenen jungen Mann betreuen. Er hatte so viel getrunken, dass er nur noch erbrach und dann bewusstlos wurde. (Normalerweise tranken die Leute auf diesen Festen nicht soviel.) Er musste richtig gelagert werden, und eine herbeigerufene Mutter, die selber im Samariterverein war, sagte mir, ich solle bei ihm bleiben und auf ihn aufpassen, bis sie wiederkomme. So passte ich gut auf, sie kam erst nach 2 Stunden wieder. Irgendwie tat ich das gerne, obwohl es mich auch ekelte, dass er soviel

getrunken hatte. Aber das, was ich jetzt machte, hatte wenigstens Sinn. Er durfte sich nicht aus seiner Lage drehen, und wenn er erbrach, musste ich helfen. Diese Arbeit machte ich richtig gerne. Als die Samariterin wiederkam und sagte, ich hätte meine Arbeit gut gemacht und es sei lieb, dass ich so lange dagesessen hätte, machte mich das richtig glücklich.

Sie sagte noch: „Du wärst bestimmt lieber bei den anderen am Fest gewesen, nun geh schnell!“ Ich ging, aber ich war gar nicht lieber dort. Da draussen war's so laut. Wieso sind die Leute damit zufrieden und sogar fröhlich? Laute Musik, etwas Alkohol, tanzen, warum wollten sie nicht mehr vom Leben?

Ich war nun 22 Jahre alt und empfand deutlich, dass ich jetzt auch alleine wohnen könnte. So mietete ich mir selber eine kleine Wohnung, nicht mehr in der Stadt. Ich fand sogar eine Wohnung mit Blick ins Grüne. Hier fühlte ich mich wohl.

In jener Zeit und davor hatte ich auch schlechte Erfahrungen, welche in mir viele Fragen aufwarfen. Ich hatte nun viele Meinungen anderer mitangehört und leider auch miterlebt. Ich sah, was ich alles hätte anders machen können, wusste aber oft nicht recht, wie ich mich zu verschiedenen Lebenssituationen hätte stellen sollen. Ich sah, dass ich mich durch meine Schüchternheit oft nicht getraute, zu meiner Meinung zu stehen, weil ich dachte, die anderen haben wahrscheinlich eher recht als ich. Dadurch kam ich aber oft in schwierige Lagen. So fragte ich mich nun ernstlich: Was sind eigentlich nur die Meinungen anderer Leute, und was ist wirklich Wahrheit? Jeder nämlich, der irgendeine Meinung vertrat, und war sie auch noch so komisch, konnte sie mit einer Überzeugung darlegen, als wäre es die Wahrheit. Vielleicht ist das, was ich denke, ja auch nur eine Meinung?

So kam ich zu dem Entschluss, dass ich die Wahrheit finden wollte.

Menschen wollte ich nicht mehr fragen, denn nach einem ersten Versuch in diese Richtung kriegte ich Antworten wie: „Wahrheit ist, was du glaubst“ usw. So dachte ich: Gott *muss* doch wissen, was Wahrheit ist. Nun begann ich endlich wieder ernstlich zu beten. Ich erinnerte mich an die Zeit, in der ich als kleines Mädchen meine „Betfäuste“ machte; diese machte ich nun wieder überall. Jetzt lief ich halt als grosses Mädchen mit Fäusten umher. Ich wollte nicht mehr locker lassen, bis ich die Wahrheit finden würde.

Tagsüber ging ich öfters in eine Kirche, fand aber immer nur die katholischen Kirchen offen. So setzte ich mich da hinein, es war meist halbdunkel, da konnte ich mich gut ungesehen in eine Ecke setzen und für mich alleine sein. Wie erquickend war mir diese Stille. Hier schüttete ich vor Gott mit Tränen mein Herz aus. So vieles

hatte ich inzwischen erlebt, das ich nicht mehr einordnen konnte. Ich wusste nicht weiter und sagte ihm alles. Manchmal fürchtete ich mich auch ein wenig, wenn ein Priester vorbeikam. Ich dachte: „Der merkt bestimmt, dass ich nicht katholisch bin, ich hatte ja auch das Kreuzzeichen beim Eintreten nicht gemacht, und vielleicht schickt er mich nun fort.“ Aber niemand schien mich zu beachten. So blieb ich oft längere Zeit in diesen Kirchen, bis ich wieder Frieden hatte und mich imstande fühlte, mich unter die Menschen zu mischen.

Nun begann ich auch, meine Bibel zu lesen, von Anfang an. Aber ich kam nie weit. Es kamen immer gleich eine Menge Fragen auf, auf die ich wieder keine Antworten wusste. Zum Beispiel: Wann lebten eigentlich Adam und Eva? Wir hatten doch in der Schule von den Höhlenbewohnern, von der Reformation, vom 2. Weltkrieg usw. gehört, aber in welche Zeit gehören jetzt Adam und Eva? Oder sind sie nur ein Symbol? Und viele andere Fragen. So begann ich wieder von vorne und immer wieder, bis ich entmutigt aufgab und dachte, ich sei irgendwie zu dumm, die Dinge richtig zu verstehen. So betete ich weiter. Gespräche mit anderen Menschen halfen auch nicht richtig. Die meisten, die ich kannte, interessierten sich nicht für die Bibel, oder aber sie deuteten sie sehr geheimnisvoll und symbolhaft, so dass ich damit eigentlich nichts anfangen konnte.

Einmal traf ich mich mit einer Frau, die für die Rechte der Frauen eintreten wollte. Sie backte, ebenso wie ich, Kuchen und Brote für einen Marktstand. Deshalb hatten wir etwas Kontakt zueinander. Ich dachte mir, ihr will ich den Weg erzählen, den ich jetzt gehen möchte, sie will doch auch das Recht . . .

Als wir uns zusammensetzten, erzählte sie mir, dass sie nun bald in ein Dorf ziehen werde, wo es nur Frauen gäbe. Mit Männern wolle sie nichts mehr zu tun haben.

Mich fror. Da war mein Weg doch viel besser. Vielleicht freut es sie, wenn ich ihr diesen Weg zeige? Ich erzählte ihr, dass ich die Bibel kennenlernen möchte und auf dieser Basis gerne einen Freund haben würde. Da sagte sie: „Pass bloss auf, die Bibel ist ganz frauenfeindlich.“ Au, das sass. Wieso kam sie jetzt zu einer solchen Aussage? Kannte sie die Bibel so gut? Ich fragte sie, was sie damit meine. Ihre Argumente beeindruckten mich aber eigentlich nicht so stark, weil ich dachte, dass sie vielleicht etwas falsch verstanden hatte. Aber dieses „Pass auf, die Bibel ist ganz frauenfeindlich“ sass mir doch völlig in den Knochen. Ich kannte die Bibel noch kaum, konnte das wahr sein? So schnell ich konnte, versuchte ich das Gespräch abzuschliessen und zu gehen. Mir war nicht mehr wohl neben dieser Frau. Es war ein freundlicher Abschied. Sie tat mir leid und ich ihr wahrscheinlich auch. Statt dass ich das Tram nahm, lief ich voller quälen-

der Gedanken durch die Strassen zum Bahnhof, von wo ich dann mit dem Zug zu meiner Wohnung fuhr. Ja, wenn Gott auch wider mich ist, was soll ich dann tun? Vor ihm kann ich mich ja nicht einmal verstecken. Ich war fix und fertig. Diese Worte brannten in mir und machten Angst, obwohl ich immer wieder versuchte, das Ganze einfach wegzuwischen. Aber dann kam mir doch der rettende Gedanke: Gott hat doch wohl die Frauen nicht geschaffen, um sie dann ein Leben lang zu quälen. Es heisst doch, dass er Liebe ist, und Liebe wäre das ja nicht gerade. „Wie muss ich meinen Weg weitergehen?“ betete ich wieder. „Bitte zeige mir die Wahrheit, und wenn du willst, schenke du mir einen Freund, der auch die Wahrheit liebt.“

Etwas später kam dann die Zeit Gottes: Ich bekam innerhalb kurzer Zeit zwei Träume, von denen ich ganz sicher wusste, dass sie besonders sind, völlig anders als meine Träume sonst, und dass sie mir etwas zu sagen hatten:

Ich sah die Weltkugel im Weltall, darauf standen verschiedene Menschen, ich war auch dabei. Da kam eine Stimme vom Himmel, die sagte: Diese Welt wird untergehen, weil die Menschen so ungerecht und böse sind. Aber die gerecht sind, werden gerettet werden. Da fiel ich im Traum auf meine Knie und flehte innigst, dass ich doch auch gerettet werden könnte. Ich möchte so gerne gerecht sein, aber ich weiss nicht genau, wie man den Lebensweg gehen muss. Ich sah auch meine Fehler und Sünden vor mir. Da wurde eine Leiter aufgestellt an der Erdkugel, und die Gerechten durften daran hinuntersteigen, weg von der Erde, und ich durfte auch mit, dann erwachte ich. Dieser Traum beschäftigte mich zutiefst.

Dann einige Tage später kam der nächste Traum:

Da, wo ich stand, war eine blendend weisse Treppe zu sehen, ganz lang. Sie führte in die Höhe in ein so wunderschönes Licht hinein, wie ich es auf dieser Welt noch nie gesehen hatte. Strahlen von diesem Licht lagen auf der Treppe. Ich jubelte innerlich und begann sogleich, die Treppe hochzueilen. Als ich aber erst etwa drei Stufen hochgekommen war, hörte ich eine ganz ernste Stimme, die sagte zu mir: Weissst Du, dass du hier auf dem Kreuzweg bist? Voller Schreck rannte ich auf die Seite und versteckte mich dort hinter einer weissen Wand. Vielleicht hätte ich diese Treppe nie betreten dürfen? Ich stammelte nur: „Nein, ich weiss es nicht.“

Dummerweise erwachte ich dann. Jetzt hatte ich keine Antwort mehr gehört . . . Wie gerne wäre ich in dieses Licht getreten! Hier musste alle Wahrheit, alle Liebe, alles, was man braucht, zu finden sein. Ja, diesen Weg wollte ich so gerne gehen. Ich wollte verstehen lernen, was es bedeutet, auf dem Kreuzweg zu gehen. Also betete ich darum, dass ich dies lerne. Beide Träume malte ich auf Papier, so

wie ich sie gesehen hatte. Ich fragte auch wieder verschiedene Menschen, was sie von diesen Träumen denken: Niemand konnte das aber sagen. Alle fanden sie einfach interessant oder beeindruckend.

Später lernte ich dann meinen zukünftigen Mann, den Martin, und die Adventgemeinde kennen. Als ich ihn das erste Mal sah und erfuhr, dass er an Gott glaubt und in einer Gemeinde ist, erzählte ich ihm gleich meine beiden Träume und fragte ihn, was er dazu denke.

Er sagte mir unter anderem, dass es wahr sei, dass die Welt untergehen wird und nur die gerettet werden könnten, die durch Christus gerecht geworden sind. *Das* hatte bis jetzt noch niemand gesagt. Als wir uns später wieder trafen, hatte ich schon wieder eine Menge Fragen bereit, und ich bekam tatsächlich Antworten auf alle Fragen.

In der Adventgemeinde bekam ich dann auch Bibelunterricht. Martin oder auch den Prediger im Bibelunterricht überhäufte ich mit so vielen Fragen, dass ich bis oben mit Antworten vollgestopft heimkam. Oft wusste ich kaum mehr, wo mir der Kopf stand; alles war so neu. Ich lernte nun, wieso Jesus auf diese Erde kam; lernte über das Ende der Welt viele Dinge und auch über den Zustand der Toten und welche Menschen bei Jesu Wiederkunft auferstehen werden usw.

Als ich dann lernte, selber in der Bibel zu lesen, forschte ich zuerst nach, ob Gott vielleicht doch frauenfeindlich sein könnte. Dabei stiess ich auf einige Texte, die mir viel Angst bereiteten. Es waren Texte aus dem Alten Testament. Und ich fragte und fragte . . . Bestimmt war das nicht immer sehr einfach, denn ich wollte es ganz genau und ganz sicher wissen. Meine Fragen waren bohrend. Ich bekam die Texte dann auf verschiedenste Weise erklärt, und plötzlich schmolz die Angst wie das Eis an der Sonne.

In dieser Zeit schmiss ich alle meine Schlaftabletten weg, Kaffee trank ich schon seit 2 Jahren nicht mehr. Ich wollte in allem nur noch Gott vertrauen. Es gab so viele Dinge, die ich nun zu lernen hatte und so gerne lernen wollte. Ich sah auch deutlich und schmerzlich, was mir alles fehlte. Es schmerzte mich zutiefst, wenn ich all die Jugendlichen in der Adventgemeinde sah, die in solch einer Gemeinde aufwachsen durften und soviel lernen konnten. Wieso habe ich das alles nicht schon früher erfahren dürfen? Im Gegensatz zu mir kamen mir hier alle so heilig vor.

Als ich mich meinem Heiland am Kreuz aber ganz hingeeben hatte, dass er alleine mein Leben regiere und nichts anderes, dass ich nur mit ihm meinen Weg weitergehen will, zog ein tiefer Friede in mein Herz ein. Ich wusste auch plötzlich, dass er mich ebenso liebhat wie die anderen aus dieser Gemeinde. Nur musste er es mir immer wieder sagen, da ich immer wieder daran zweifelte. Das tat er

geduldig immer von neuem, und so kam auch die Zeit, dass ich nicht mehr daran zweifelte.

So wuchs meine Liebe zu meinem Erlöser immer mehr.

Mit Martin lernte ich dann ein Jahr später die Botschaft kennen. Hier konnte ich so vieles lernen von Gott: Wie ich genau die Wiedergeburt erfahren konnte. Dass es möglich ist, ohne Sünden zu leben, weil er uns dazu ein vollkommenes Beispiel auf Erden vorlebte und nun seine göttliche Kraft, dies zu erlangen, uns zur Verfügung steht. Über Gottes Sabbatruhe, seine Liebe und seinen Charakter. Nun wurden mir so viele Dinge klar. Auf Fragen, die ich, zum Teil unbewusst, mit mir herumgetragen hatte über all die Jahre, bekam ich nun so schöne und hohe Antworten. Mein Jesus wurde mir immer lieber. Konnte es möglich sein, dass ich all dies lernen durfte, nach all dem Schweren, das ich schon erlebt, gesehen und gehört hatte in den vergangenen Jahren?

An eine Begebenheit erinnere ich mich gut. Zu jener Zeit war die Beziehung von Martin (meinem Mann) und mir noch nicht ganz sicher. Wir hatten gerade ein schwieriges Telefongespräch hinter uns. Ich war tieftraurig, da ich empfand, daß ich alles falsch mache. Wenn ich anders wäre, würden diese Probleme nicht da sein. In tiefster Verzweiflung betete ich zu Gott, dass er mich so umgestaltet, wie er es gerne möchte. Gerade in jener schweren Stunde trat mir der Heiland besonders nahe, und ich wusste, dass ich mit meinem Heiland den Weg gehen will, ob mit oder ohne Martin. Das Teuerste wurde mir, diese Nähe zu spüren und mir der Liebe des Heilandes gewiss zu sein.

Das gab mir tiefsten Frieden, denn ich wusste, von ihm kann mich nichts scheiden, ausser die Sünde, und diese hatte ich ihm ganz gegeben. Obwohl mein Herz durch die Umstände unserer Beziehung traurig war, war es auf der anderen Seite doch ganz fest und fröhlich. Ich wusste, dass ich mich an einem Felsen festhielt, den mir niemand wegnehmen konnte.

Wir studierten und beteten nun viel zusammen, meist draussen in der Natur. Wir erfuhren beide eine tiefe Veränderung, und je näher wir uns zu Gott hielten, um so schöner wurde auch unsere Beziehung.

So traten wir bald darauf aus der Adventgemeinde aus, allerdings nicht ohne Schmerzen, denn wir hatten die Leute in dieser Gemeinde sehr lieb. Martin hatte viele Jugendfreunde dort, und ich habe in dem einen Jahr wertvolle Menschen gefunden, die ich nie vergessen werde. Ich bin froh, dass wir sie in die starken, allmächtigen Arme Gottes legen dürfen, er wird alles wohl machen.

Irène Hochstrasser

Ein Bruder ist für die Not geboren

Es war im letzten Jahr des Gymnasiums — die Abiturprüfungen 1977 standen bevor. Dennoch war ich recht unbesorgt darüber. Ich hatte ja auch keinen Grund zur Sorge. In der Schule kam ich gut zu recht, und Freunde hatte ich auch (und eine Freundin). Wir waren jung und unbefangen. Richtige Sorgen kannte ich nicht. Verantwortung für andere zu tragen, fing erst langsam an, ein Thema zu werden. Es waren wahrscheinlich die unbeschwertesten Jahre meines Lebens; wobei ich damit nicht sagen will, daß ich heute etwa unglücklich sei. Man hatte halt, wie das bei den meisten Jugendlichen ist, viel Energie und dazu noch wenig Lasten zu tragen gehabt. Vielleicht hängt das ja zusammen.

Dennoch war nicht alles Sonnenschein. Zwar haben wir oft unbefangen viel Spaß untereinander gehabt, aber irgendwie wurde das Leben ernster. Wie so häufig in unserer Welt gab es jetzt auch bei mir hin und wieder Schwierigkeiten im Umgang mit anderen; übrigens auch mit meiner Freundin. Zudem wuchs aus der kindlichen Ahnungslosigkeit und Unbekümmertheit mehr und mehr die Erkenntnis über die vielen ungelösten Probleme in der Welt. In den Schuljahren davor hatte man ja viele Dinge verstehen gelernt. Die einzelnen Schulfächer waren nicht mehr unabhängig voneinander, alles griff ineinander über: Deutsch, Geschichte, Soziologie, Psychologie, die Naturwissenschaften und natürlich auch Religion. Ich kann mich erinnern, wie ich mir viele Fragen über das eigene Leben und das Leben mit anderen Menschen gestellt habe und wie sich in mir nach und nach ein eigenes Weltbild entwickelte.

Besonders interessierte mich das Verhalten der Menschen, und es fiel mir schwer zu verstehen, warum es soviel Haß, Streit, Gewalt und all die Schlechtigkeiten gab. Wofür hatte man die Religionen und die psychologischen Erkenntnisse, wenn sie das Leben nicht verbessern konnten? Warum lernte die Menschheit nicht aus den Fehlern ihrer Vergangenheit? Wieso konnte oder wollte Gott nicht mehr eingreifen, bei all den persönlichen und gemeinschaftlichen Problemen auf der Welt, die sich mir immer deutlicher ins Bewußtsein schoben?

Da ich schon seit zwei Jahren die Marienhöhe, eine adventistische Schule mit Internat, besuchte, kam ich zwangsläufig recht häufig mit Dingen über Gott, die Liebe und den Glauben in Berührung. Allerdings habe ich mich anscheinend nur darüber unterhalten; Erfahrungen habe ich selbst keine gemacht.

Die Adventisten hatte ich kennengelernt, als ich ca. 12 Jahre alt war. Ein Buchevangelist besuchte meine Mutter des öfteren, und bald gingen wir zu dritt — Mama, Uta und ich — hin und wieder in den Gottesdienst. Ich kann nicht sagen, daß ich sehr beeindruckt von der Adventgemeinde war, aber ich hatte auch nichts gegen sie. Wir erhielten Bibelunterricht, und irgendwie schaffte es der Prediger, mich im Alter von 14 Jahren zusammen mit meiner Schwester zu taufen. Sie wollte das auch, ich habe es nur widerstrebend gemacht.

Aber so richtig gläubig war ich nicht. Ich erinnere mich zum Beispiel, einmal über ein ganzes Jahr nicht alleine für mich gebetet zu haben, obwohl ich jeden Abend ein schlechtes Gewissen deswegen hatte. Dabei hatte unsere Mutter uns schon als kleine Kinder das Beten gelehrt. Überhaupt bemühten wir uns, auch als wir noch evangelisch waren, gottgefällig zu leben, so gut es eben ging. Sonntags besuchten wir mit unserer Mutter die Dorfkirche — eine richtig schöne, alte Kirche mit Holzbänken; zu Weihnachten haben Uta und ich dort die dazugehörenden Lieder auf der Melodika vorgespielt.

Durch unsere liebende Mutter wurden wir auch immer angehalten, vernünftig und ernsthaft zu sein, besonders wenn es um den Gottesdienst ging. Später, als ich so 10 Jahre alt war, haben mich zum Beispiel einmal die Leute im Dorf gefragt, warum ich in der Kirche beim Beten immer die Augen zumache. „Weil es besser so ist“, habe ich wohl gesagt. Ich hatte mir zwar nie Gedanken darüber gemacht, aber das war für mich, übrigens bis heute, eine Selbstverständlichkeit.

Aber als ich etwas älter wurde, so um 15 oder 16, kamen die Mängel schon deutlicher heraus. Zwar hörte das Streiten mit meiner Schwester auf, dafür gab es mehr Probleme mit dem Vater bzw. der väterlichen Autorität, die mir sehr willkürlich erschien und der ich mich einfach nicht unterordnen konnte (oder wollte). Was den Glauben betraf, war ich relativ unentschlossen und hinkte meist zwischen zwei Seiten hin und her. Monatelang vertrödelte ich meine Zeit mit Musik hören, „rumgammeln“ (meist an der Bushaltestelle im Dorf) oder Moped fahren. Heute noch bedaure ich, nicht mehr aus dieser Zeit gemacht zu haben. Die Welt zog mich dahin, wo etwas los war, Diskotheken, weltliche Freunde, etc., und der Heilige Geist versuchte, mich vor dem Schlimmsten zu bewahren. Was ihm auch gelang; denn das Verlangen nach dem „Guten und Richtigen“ wurde immer stärker, und ich distanzierte mich mehr und mehr von meinen alten „Freunden.“ Gott führte die Umstände so, daß ich nun, 16jährig, das Elternhaus verließ und ein Internat besuchte. Nur am Wochenende kam ich heim; dadurch entspannte sich die Lage etwas.

Auf der adventistischen Schule ging es mir dann zunächst so richtig gut, obwohl ich jetzt von zu Hause weg war und damit auch den besänftigenden Einfluß meiner Mutter nicht mehr um mich hatte. Aber ich war umgeben von vielen einigermaßen vernünftigen jungen Menschen; und man konnte schön weltliche und geistliche Interessen miteinander verbinden. Es gab Andachten, Gebetsgemeinschaften, Bibelkreise und vieles andere an Aktivitäten, die mich neben dem Schulischen, dem Sport und der Musik bald ganz in Anspruch genommen hatten.

Dennoch kamen mehr und mehr ungelöste Fragen auf, was mein persönliches Verhältnis zu Gott betraf. Wie anfangs bereits erwähnt, konnte ich nicht verstehen, warum Gott scheinbar so tatenlos dem Schicksal der Menschen zuschaute. Auch schien mir das schlechte Verhalten der Leute, mein eigenes mit eingeschlossen, tiefer zu sitzen, als bisher angenommen. Mit viel gutem Willen und Vernunft oder mit „zu Gott beten“ war es alleine offensichtlich nicht zu lösen. Im Laufe der Zeit wurden Zweifel in mir laut, ob die ganze Religion, die ich bis dahin kennengelernt hatte, überhaupt irgend etwas nütze oder ob es nicht nur eine Heuchelei nach außen sei.

Schließlich dachte ich, wenn es nicht bald zu wirklichen, eigenen Erfahrungen mit Gott kommt, dann will ich lieber an gar nichts glauben. Besser ein normales „gutes“ Leben führen, als ständig von Dingen reden, die ich doch nicht richtig verstehe oder die es am Ende gar nicht gibt.

Ich las einen schönen Vers in der Bibel: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“ Als ich darüber nachdachte, kam mir Folgendes in den Sinn: Wenn es Gott wirklich gibt, dann wird er sich auch den Menschen zeigen oder offenbaren, die ihn suchen, und dann wird er sich auch mir zu erkennen geben. Zum ersten Male begann ich zu begreifen, was eine Verheißung ist und wofür sie da ist. An diese Verheißung habe ich wirklich geglaubt, und ich war gespannt, was kommen würde.

Wie schon erwähnt, war das die Zeit im letzten Schuljahr vor dem Abitur. Übrigens gab es da noch einen in dieser Schulklasse, den Ihr auch kennt. Es war ein ziemlich stiller, sehr zurückgezogener junger Mann. Tatsächlich habe ich ihn zwei Jahre lang überhaupt nicht wahrgenommen. Wir mußten völlig andere Fächerkombinationen und Lehrer gehabt haben. Ich kann mich an keine gemeinsame Schulstunde erinnern. Außerdem war er auch nicht auffallend. Man sah ihn außer im Speisesaal höchstens noch in der Bibliothek oder eben in seinem Zimmer. Er war auch nicht jemand, der mich damals durch sein Äußeres besonders angesprochen hätte. Er sah so wie ein Predigerschüler aus, und das war eben nicht gerade mein Bekannt-

tenkreis. Aber Gott wollte, daß ich ihn — Andreas Dura — kennenlernte und durch ihn die Wahrheit.

Irgendwie kam es einmal zu einem Gespräch mit ihm, wahrscheinlich bei einem Essen im Speisesaal; denn da konnte man am besten Bekanntschaften machen, und da konnte man auch schön über alles Mögliche reden. Ich weiß nicht mehr, worüber wir genau gesprochen haben, aber ich erinnere mich, daß ich beeindruckt war. Andreas strahlte eine sonderbare Ruhe aus. Und was er sagte, klang sehr ehrlich und vernünftig. Je länger ich ihn beobachtete, um so mehr festigte sich in mir die Überzeugung: Der weiß, wovon er spricht.

Danach habe ich immer öfter die Gelegenheit gesucht, mit Andreas zu sprechen. Zunächst ohne konkreten Hintergrund, aber immer sind wir in kürzester Zeit auf den Glauben bzw. auf meine Zweifel gekommen. Ich weiß noch, wie wir einmal im Treppenhaus standen und über eine Stunde lang über Gottes Liebe gesprochen haben. Dabei hatte er wirklich Geduld mit mir; denn ich habe recht selbstbewußt jeden Zweifel offen ausgesprochen, den ich überhaupt anführen konnte.

Es gab mehrere solcher Gespräche, bis er mich schließlich einlud, mit ihm die Bibel zu studieren, und so erhielt ich bald die ersten wirklich schönen und lebenbringenden Bibelstunden in meinem Leben. Wie man sich denken kann, studierten wir *Römer* 7 und 8 und bald darauf den alten und neuen Bund. Während dieser Bibelstunden wurde meine Aufmerksamkeit immer mehr von der Klarheit der Botschaft gefesselt. Es schien mir, als wären alle Worte der Bibel genau auf mich zugeschnitten bzw. direkt an mich gerichtet. Viele Verheißungen lernte ich kennen, als würde ich sie zum ersten Male hören. Mir kam es vor, als wenn Gott einen Wind geschickt hätte, um alle Wolken des Zweifels und der Unsicherheit wegzublasen.

Hier erfuhr ich auch die ersten Gebetsgemeinschaften, bei denen ich spürte, daß Gott nahe war und uns hörte.

Eine Begebenheit beeindruckte mich besonders. Ich kam in Andreas' Zimmer, um ihn wieder einmal aufzusuchen; er war wie ein großer Bruder für mich geworden. Er hatte eine Schrift in der Hand und las etwas. Als ich hereinkam, sagte er ziemlich bald: „Weißt du, ich glaube, Gott vernichtet nicht.“ Ich war sehr betroffen. Das traf einen wunden Punkt: Gottes Verhalten im Alten Testament, der Unterschied zum Leben Jesu und überhaupt das Verhalten Gottes zu den Menschen heute. Andreas gab mir diese Seiten zum Lesen mit. Es war eine Schrift, herausgegeben von Wolfgang Meyer, wahrscheinlich von Fred Wright geschrieben. Zwar hatte ich bis dahin nichts von diesen Leuten gehört, dennoch las ich mit größtem Interesse, denn meine Fragen hierzu konnte bisher keiner auch nur an-

nähernd beantworten. Und richtig, sehr bald merkte ich, was für ein wunderbares Licht über die Liebe Gottes hier schien. Wie klar und einfach die Wahrheit doch war!

Übrigens brachte mich Andreas zwangsläufig mit anderen jungen Leuten der Marienhöhe zusammen, mit denen er ein- oder zweimal wöchentlich studierte und die auch, wie es mir schien, die Botschaft von der Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde sehr lieb hatten. An diesen Abenden, die für mich der Höhepunkt der Woche wurden, haben wir viel in der Bibel gelesen und natürlich auch darüber gesprochen. Alles, was ich bisher von der Bibel wußte, erschien nun in einem neuen Licht. Beschämt über meine Vergangenheit, mußte ich nun feststellen, daß alle meine vermeintliche Selbstsicherheit keine Basis hatte.

Natürlich haben wir in diesem Kreis auch viel gesungen. Ein Mädchen war besonders begabt mit einer schönen Stimme. Sie war auch neben Andreas die treibende Kraft in dieser Gruppe. Mit ihr habe ich später einige Lieder öffentlich aufgeführt, wobei eines bis heute nicht aus meinem Gedächtnis geht. Der Text (und wahrscheinlich auch die Melodie dazu) haben einen großen Eindruck auf mich gemacht. Darum will ich es an dieser Stelle einfügen:

So kann ich nicht leben;
so kann es nicht bleiben.
Vor mir steht mein Versagen geschrieben,
und nichts ist mir geblieben.
Ich vergieße keine Tränen
auf die Asche meiner Pläne;
doch ich komme nicht mehr zur Ruh.
Warum mußten sie mißlingen
und mein Selbstvertrau'n verschlingen,
ist denn alles umsonst, was ich tu?
So kann ich nicht leben;
so kann es nicht bleiben.
Vielleicht ist erst zu Ende die Not
allein im Tod.

So kann ich nicht sterben;
so nicht vor Ihm stehen.
Vielleicht kommt Er gar selbst auf mich zu
und fragt: Woher kommst du?
Ich könnt' Ihm auf tausend Fragen
doch nicht eine Antwort sagen,
weil ich Angst hab', Angst hab' vor mir.

Vor den Gründen des Versagens
und im Lichte Seines Fragens,
was enthüllt sich da wohl in mir?
So kann ich nicht sterben;
so bin ich nicht sicher,
ob ich nicht Grund des Schadens genug
in mir selbst trug.

So kann ich nicht leben,
und so kann ich nicht sterben.
Ich hab' nur auf mich selber gebaut,
nur mich angeschaut.
Alles wollt' ich selber machen,
mir von keinem raten lassen,
und kein Wagnis schien mir zu groß.
Ich wollt' mich mit Einem messen,
den die Menschheit fast vergessen,
und nun ruft doch gerade Der:
So kannst du nicht leben,
und so kannst du nicht sterben,
wenn du nicht baust auf die schöpfende Kraft,
die dich gemacht.

Obwohl es Zeit zur Vorbereitung auf das Abitur war und die meisten anderen sich ziemlich nervös zum Lernen in ihre Zimmer oder in die Bibliothek zurückzogen, Andreas nahm sich immer Zeit, wenn wir zusammentrafen; war es für ein Gespräch oder ein Studium, er war ganz ruhig und gelassen. Einmal fasteten wir sogar drei Tage lang zusammen und studierten während der Essenszeiten miteinander. Das war schon etwas, bei meinem Hunger, den ich immer hatte. Wir knieten auch oft nieder, um zu beten, und mein Glaube an die Verheißungen wuchs, bis er sie ergriff. Die Botschaft der Befreiung von Sünde wurde zu meiner Erfahrung.

Nach wenigen Wochen wußte ich, daß Gott sich hat finden lassen, so wie ich es in der Verheißung gelesen hatte. In kurzer Zeit hatte sich mein Leben verändert wie vorher und nachher nie mehr. Gott hatte Liebe, Frieden und Glück in mein Leben gebracht, und zu allerletzt hat er in seiner großen Güte sogar noch den Segen auf unsere Abiturprüfungen gelegt.

Peter Storch

Die zwei wichtigsten Stunden meines Lebens

Ich bin als Adventistenkind auf die Welt gekommen und habe mich fast dreißig Jahre zur Adventgemeinde zugehörig gefühlt. In meiner Kindheit hatte ich auch keinerlei Probleme mit dieser Zugehörigkeit, bedeutete sie doch, am Sabbat schulfrei zu haben, ein Privileg, um das wir sehr beneidet wurden.

Was mich von Kindheit an sehr geprägt hat, war meine Flucht vor der Realität in die Scheinwelt der Romane. Ich hatte nicht gerade eine schöne, sonnige Kindheit und war etwa ab meinem neunten Lebensjahr ständig selbstmordgefährdet. Da ich mit den meisten Problemen nicht recht umgehen konnte und auch keinen Ansprechpartner hatte, habe ich sehr viel gelesen. Das heißt, ich habe eigentlich mehr in meinen Büchern gelebt als in der Realität. Viele Leute haben mich deshalb das „Träumerle“ genannt. Ich war ziemlich unfähig, in Schule oder Beruf eine annehmbare Leistung zu erbringen. Glücklicherweise ist das nach der Pubertät besser geworden. Ich habe zwar immer noch sehr viel gelesen, aber es hat mich nicht mehr so völlig beherrscht. Andere Interessen kamen hinzu. So habe ich angefangen, meine Schulbildung nachzuholen. Leider bin ich aber in dieser Zeit auch sehr weltlich geworden. Ich hatte weltliche Freunde und auch fast ausschließlich weltliche Interessen. Ich denke, in der Zeit der Pubertät und der Jugend ist man hier besonders anfällig. Die Anerkennung von Gleichaltrigen wird für uns zunehmend wichtig, statt daß wir nach der Anerkennung des Himmels streben. Wir mögen nicht anders sein als alle anderen usw. Mir ging es da leider nicht besser, da mir sowohl in der Gemeinde als auch in der Familie der in dieser Zeit so notwendige Halt fehlte und ich ihn unglücklicherweise auch nicht bei Gott suchte. Da ich mich sehr nach Liebe und Wärme sehnte, hatte ich ständig wechselnde Freunde. Ich war auf der Suche nach etwas, aber leider am falschen Ort, und so habe ich schließlich auch einen Mann geheiratet, der gar nichts mit dem Christentum zu tun hatte. Er ließ sich aber sehr schnell von der Lehre der Adventisten überzeugen, gab das Rauchen auf und ließ sich taufen. Äußerlich war also alles in schönster Ordnung, aber nur äußerlich, und so endete diese Ehe auch nach sechseinhalb Jahren in einem Fiasko.

Abgesehen von ein paar Fragen, die mir nie zufriedenstellend beantwortet wurden, war ich mit dem, was in meiner Gemeinde gelehrt wurde, völlig einverstanden. Die Kämpfe in meinem Herzen

begannen, als ich etwa neunzehn Jahre alt war. Ungefähr um diese Zeit hielt in meiner Gemeinde jemand eine Predigt über das Wort Jesu: „Du sollst Gott, Deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften.“ Ich kann mich gut erinnern, wie ich stundenlang darüber nachgedacht habe, wen ich liebe und wie das ist. Im Vergleich dazu überprüfte ich mein Verhältnis zu meinem Gott. Ich stellte fest, daß ich Ihn eigentlich gar nicht kannte. Wie sollte ich jemanden lieben können, der mir ehrlich gesagt ziemlich fremd war? Diese Erkenntnis war ein regelrechter Schock für mich, und ich denke, daß sie der Beginn meiner Schwierigkeiten mit meiner Gemeinde war. An der Lehre fand ich nichts auszusetzen. Aber ich fühlte, daß etwas nicht stimmte, daß irgend etwas fehlte, und zwar nicht nur mir. Ich empfand, daß wir nur „Lari-Fari“-Christen waren, also sehr oberflächlich, ohne wirklichen, lebendigen Glauben, ohne Liebe, ohne Wärme, ohne Leben. Dieses Empfinden ist in mir im Laufe der Jahre immer stärker geworden. Ich bin öfter nicht zur Gemeinde gegangen, weil ich mit vielen Diskussionen und Gesprächen oder auch Predigten nichts mehr anfangen konnte.

Um diese Zeit war Uli, mein Bruder, in eine andere Gemeinde eingetreten. Für mich und meine Familie waren er und Angelika, seine Frau, abgefallen. Ich erinnere mich an einen Brief, den Angelika an meine Familie schrieb, in dem sie begeistert davon sprach, daß Uli für seinen neuen Glauben sogar sein geliebtes Schachspiel aufgegeben hatte. Also: „Total fanatisch!“ Gerade in dieser Zeit bin ich aber sehr gern bei den beiden zu Besuch gewesen. Von Fanatismus habe ich eigentlich nichts bemerkt.

Bei einer solchen Gelegenheit fragte mich Uli einmal, ob ich glaube, daß Gott vernichtet, oder ob ich mir vorstellen könnte, daß er viele Dinge einfach zuläßt oder sogar zulassen muß. Letzteres entsprach nun gar nicht meiner Vorstellung von Gott, und ich wehrte mich entschieden dagegen. Bei einer anderen Gelegenheit fragte er mich, ob er etwas mit mir studieren solle. Er erklärte mir dann Vers für Vers *Römer 7* und *8*. Mein Verstand stimmte völlig mit allem überein, was er mir erklärte. Leider sprach dieses Studium noch nicht zu meinem Herzen. Ich erkannte mein Bedürfnis noch nicht.

Aber durch dieses Studium waren zum ersten Mal meine Fragen, die sich auf die Natur Jesu bezogen hatten, beantwortet worden, was mich mit großer Freude erfüllte.

Bei einem dieser Besuche bei Uli und Angelika — ich war inzwischen etwa 30 Jahre alt und lebte von meinem Mann getrennt — konnte ich dann endlich auch mein Bedürfnis richtig erkennen. Als ich wieder zu Hause war, habe ich etwa so gebetet: „Herr, ich sehe,

daß ich nur ein ‚Lari-Fari‘-Christ bin. Ich möchte auch ernst machen mit Dir, so wie Uli es getan hat. Aber ich kann es nicht. Ich weiß, daß ich es nicht kann. Bitte, tu Du es in mir!“

In dem Jahr, das darauf folgte, hat mir der Herr wie nie in meinem Leben vorher seine Liebe und Fürsorge offenbart. Immer wieder machte ich Erfahrungen, die meinen Glauben stärkten und mich mit Liebe und Dankbarkeit meinem himmlischen Vater gegenüber erfüllten. Ich begann ihn kennenzulernen, und noch heute schaue ich voller Dankbarkeit auf dieses Jahr und meine Erfahrungen zurück.

Eines Morgens im Winter zum Beispiel war ich wieder einmal etwas zu spät dran. Ich wohnte damals in einer ziemlich steil ansteigenden Einbahnstraße. Es hatte gerade angefangen zu schneien, und die Straße war wie mit Schmierseife bedeckt. Da ich es eilig hatte, versuchte ich, mein Auto rückwärts gegen die Einbahnstraße hinunterrollen zu lassen, was natürlich verboten ist. Da es so glatt war, verlor ich bald völlig die Kontrolle über meinen Käfer und rutschte unaufhaltsam auf ein schönes, großes und funkelnagelneues Auto zu, das am Straßenrand geparkt war. Ich rutschte ziemlich schnell, und so sah ich eine Riesen-Katastrophe auf mich zukommen. Wenige Zentimeter vor dem schönen neuen Auto stand mein Käfer plötzlich ohne einen erkennbaren Grund still. Ich erkannte darin den Schutz Gottes, den ich wahrlich nicht verdient hatte. Ich war unendlich dankbar und glücklich und habe nie mehr versucht, gegen eine Einbahnstraße zu fahren.

Mein Gebet an jenem Abend hatte aber noch jemand anders gehört, nämlich der Feind aller Menschen, der sofort mit allem Eifer begann, die Erfüllung meiner Bitten zu verhindern. Gott konnte er ja nicht daran hindern, mein Gebet zu erhören. Aber mich konnte er hindern, Gottes Lösung für mein Problem anzunehmen. Da er jeden Menschen sehr gut kennt, hatte er auch schon die für mich persönlich wirkungsvollste Methode bereit. Gleich am nächsten Tag begann eine Beziehung zu einem Kommilitonen von mir — ich studierte gerade im letzten Semester Sozialarbeit —, die mich sehr viel kosten sollte. Nie bin ich so sehr in Weltlichkeit und Sünde abgerutscht wie in dieser Zeit. Dennoch hat der Herr auch aus dieser Beziehung noch einen Segen machen können. Ich habe gelernt, wie sehr der Umgang mit Menschen, die sich nicht von Gott leiten lassen, uns herabziehen und sogar entwürdigen kann. Außerdem habe ich festgestellt, daß Satan diesen Trick, uns eine Freundschaft oder Partnerschaft zu beschern, die uns im Endeffekt schadet und von Gott wegzieht, sehr gern anwendet — ganz besonders dann, wenn wir uns gerade zu Gott hingezogen fühlen. Trotz dieser Beziehung hat mir der Herr bestän-

dig seine Liebe offenbart. Und diese Offenbarung war dann doch mächtiger als alles andere.

Etwa ein Jahr nach meinem Gebet saß ich an einem Sabbat morgen in meinem Sessel und betete, daß der Herr mir zeigt, was ich jetzt studieren sollte. Mein Freund, der völlig gegen die Botschaft war, lag neben mir auf dem Sofa und schlief. Ich sah meine Bücher an, und mein Blick blieb an einem Heft hängen, das mir meine Schwester einmal geschenkt hatte und das ich schon lange lesen wollte. Es war die Broschüre *Aus der Knechtschaft befreit*.

Ich begann zu lesen und begriff sehr schnell, daß das, was ich da las, sehr wichtig für mich war. Ich flehte zum Herrn, daß ich auch richtig verstehen und annehmen konnte, was er mir jetzt sagen wollte und auch, daß mein Freund vorläufig nicht aufwachte, und las weiter. Während ich las, begann ich zu verstehen, welch ein entsetzlich großer Sünder ich wirklich war. Besonders durch das vergangene Jahr, in dem ich so tief gefallen war wie nie vorher, konnte mir der Heilige Geist meine tiefe Sündhaftigkeit richtig vor Augen führen. Ich war entsetzt und fast verzweifelt. Aber ich verstand auch, daß der Herr mir in diesem Moment Erlösung anbot, und ich wollte diese Gelegenheit unter allen Umständen nutzen. Je mehr ich verstand, worum es ging, desto mehr war ich entschlossen, jetzt, bei dieser Gelegenheit, die angebotene Befreiung zu erfahren. Gleichzeitig empfand ich meine völlige Unwürdigkeit. Nach zwei Stunden hatte ich das Büchlein unter viel Gebet und Tränen durchgelesen und war ein wiedergeborenes und unendlich glückliches Heilandkind. (Es schien mir wie ein Wunder, daß mein Freund nach all den Gebeten und Tränen nicht aufgewacht war.) Der Herr hatte mich ein Leben lang, aber besonders in diesem vergangenen Jahr, intensiv auf diese zwei Stunden vorbereitet, und so konnte ich die große Chance meines Lebens richtig nutzen.

Gitta Buchner

Antworten auf Fragen

Zuerst möchte ich gerne ein wenig über meine Familie erzählen:

Ich habe sehr liebe Eltern und zwei ältere Schwestern. Was unseren Glauben betrifft, gehen wir ziemlich verschiedene Wege — aber für alle meine Familienmitglieder bedeutet der Glaube viel. Trotz unserer verschiedenen Wege halten wir gut zusammen, wenn es notwendig ist.

Mein Vater war schon immer von ganzem Herzen Adventist. Wo es nötig war, bezeugte er seinen Glauben. Jeden Tag rief er unsere Familie dreimal zum Gebet und zu einer kurzen Andacht zusammen. Er scheute sich auch nicht, unter allen möglichen Umständen seinen Glauben zu bekennen.

Folgende Erlebnisse werde ich nicht vergessen: Als ich ungefähr 12 Jahre alt war, waren wir mit der Familie in Finnland im Urlaub. Da wir alle kein Finnisch konnten und natürlich von der Sprache nichts verstanden, hatten wir immer wieder Probleme beim Bestellen von Mittagessen in Kantinen oder Restaurants. Bei solchen Gelegenheiten ist mein Vater vorangegangen und hat mit vielen Bewegungen, mit Grunzen, Muhen und Kikeriki deutlich gemacht, daß wir kein Schweinefleisch, sondern nur Rindfleisch oder Hühnchen essen wollten. Die Leute haben ihn eigentlich immer gut verstanden und meistens freundlich gelacht. Wir als Familie waren manchmal etwas verschämt. Aber mich hat das offene Verhalten meines Vaters beeindruckt. Ich wollte auch so unkompliziert sein.

Ein anderes kleines Erlebnis war wichtig für mich:

Es handelte sich nur um ein kleines Gespräch mit meiner Mutter. Ich glaube, ich war gerade von der Schule heimgekommen; ich bin dann immer gerne etwas zu ihr in die Küche gegangen und habe mich über alles mögliche mit ihr unterhalten. So kam das Gespräch einmal auf die Adventgemeinde. Meine Mutter sagte etwas wie: „Ich bleibe so lange bei der Adventgemeinde, bis ich etwas Besseres sehe.“ Das hat mir gefallen. Es war nicht einfach: „Die Adventgemeinde ist immer richtig“, sondern diese Antwort war anders. Wichtig ist, was wahr und richtig ist — und wenn eine Gemeinde das hat, dann ist sie die richtige Gemeinde. Dieser einfache Grundsatz ist hängengeblieben. Vielleicht weiß meine Mutter gar nichts mehr davon.

Was hat das mit mir heute zu tun? Ich denke, beide Verhaltensweisen meiner Eltern haben einen wichtigen Einfluß auf mich gehabt:

Ich wollte auch ein richtiger Adventist sein — ich habe meinen

Heiland liebgehabt und wollte seinen Weg gehen. Ich habe mir auch schon früh angewöhnt, morgens, mittags und abends in der Bibel zu lesen, so wie ich es zu Hause gelernt habe. Aber ich war immer noch auf der Suche. Und ich hatte die Freiheit mitbekommen, offen zu sein für Neues.

Mit ungefähr 14 Jahren habe ich mich intensiv mit Popmusik beschäftigt, die ich doch vorher abgelehnt hatte. Der Einfluß meiner Freunde und meiner Geschwister führte bei mir zu einer richtigen Kehrtwendung. So habe ich auch bald in einer Band mitgespielt. Allerdings habe ich immer wieder die guten Seiten darin gesucht: die Musik war lustig, entschieden, oft voller Auseinandersetzung mit sozialen Problemen. Ich wollte diese Musik verbinden mit meinen christlichen Vorstellungen von Liebe, Freiheit, Fürsorge und Sexualität. Am liebsten habe ich diese Musik in meinem Zimmer gehört oder in Ruhe mit guten Freunden. Das Laute oder die Partys haben bei mir immer ein komisches Gefühl hinterlassen. Irgendwie habe ich gefühlt, daß ich da eigentlich nicht hingehöre.

So habe ich versucht, eine Welt für mich aufzubauen: Popmusik in meinem Zimmer; aber draußen habe ich immer versucht, eine gewisse Trennung aufrechtzuerhalten. Besonders wichtig war mir dies, wenn ich gesehen habe, daß die Gesetze Gottes nicht geachtet wurden. Allerdings wurde mir Stück für Stück deutlich, daß meine Gedanken eigentlich Träume waren. Ich mußte immer mehr zugeben, daß es in der ganzen Popmusik nur um Geld ging, daß die Texte der englischen Lieder genauso primitiv waren wie die deutschen Schlager und daß die Stars ganz einfache Menschen waren, die irgendwelche Lieder sangen — Hauptsache viele hören zu. Selbst Sänger für die „Freiheit“ waren in Rüstungsgeschäfte verwickelt (angeblich Bob Dylan); mehr und mehr Gruppen hatten spiritistische Verbindungen (Black Sabbath); Alkohol- und Drogentote unter bekannten Rocksängern nahmen zu (Jimmy Hendrix, Brian Jones von den Rolling Stones, Janis Joplin und andere) und die Texte und das Verhalten der gemäßigeren Gruppen enthielten nur oberflächliche Liebesgeschichten. Die Sexualität wurde auf eine immer niedrigere Ebene heruntergezogen. Christliche Werte hatten keine Bedeutung. Allerdings hatte die Friedensbewegung einen gewissen positiven Einfluß auf diese Musik. Hier hoffte ich wieder, daß es um einen wirklichen Wunsch ging, uns, die Menschen und eigentlich die Welt zu verbessern. Aber all das Gute verging wie ein Nebel, und die Musik wurde nur schlimmer.

Während meines Studiums an der Universität habe ich mich dann immer mehr mit Politik beschäftigt. Aber auch hier habe ich nicht gefunden, was ich suchte: Es war eine echte Suche nach Wahrheit,

das Beste tun ohne persönliche Vorteile und wirklich konsequent sein. Ich möchte nicht behaupten, daß ich diese Eigenschaften damals hatte — aber ich habe gesucht, wo ich sie finden könnte.

Und so kamen auch einige bedeutende Fragen über meinen Glauben auf. Als ich 16 Jahre alt war, bin ich zum Englischlernen in der adventistischen Schule in England (Newbold College) gewesen. An einem Nachmittag diskutierten einige schon ältere Mitschüler und Studenten mit einem Predigersohn über Gottes Liebe. Ich selber verstand nicht sehr viel — aber die wesentlichen Punkte blieben haften. Dieser junge Mann fragte: „Wie kann Gott ein Gott der Liebe sein und am Ende alle Bösen umbringen?“ Es wurde zwar viel geredet, als aber dieser Mann weggegangen war, meinten die Mitschüler und Studenten, daß sie eigentlich keine befriedigende Antwort auf diese Fragen hätten. Auch ich habe diese Frage jahrelang mit mir herumgetragen, habe mit anderen Jugendlichen, mit Predigern und anderen darüber gesprochen, aber niemand konnte eine vernünftige Antwort geben.

Eine weitere für mich wichtige Frage betraf den Sabbat: Gemeinsam mit einigen Jugendlichen aus unserer Adventjugend in Stuttgart beschäftigte ich mich mit der Frage: „Was bedeutet eigentlich der Sabbat?“ Dazu haben wir andere Geschwister, wiederum einige sehr bekannte Prediger der Adventgemeinde und auch unsere Eltern gefragt. Außerdem haben wir einige Bücher dazu angeschaut. Warum ausgerechnet der Sabbat — ist Gott kleinlich? Und wie hält man den Sabbat? Wiederum waren die Antworten oberflächlich und haben nichts Neues gebracht.

Eine dritte Frage, die mich sehr beschäftigt hat, lautete: „Was ist eigentlich Sünde?“ Besonders: „Was ist erlaubt und was nicht zwischen unverheirateten Jungen und Mädchen?“

Auch auf diese Frage habe ich keine Antwort bekommen, die klar und verständlich gewesen wäre.

Als ich ungefähr 23 Jahre alt war, habe ich in Marburg studiert. In dieser Zeit habe ich über die Adventgeschichte ein Buch gelesen von einem der frühen Adventisten, der Loughborough hieß. Mich hat der Glaube und die völlige Hingabe dieser frühen Adventisten sehr beeindruckt. Irgendwie habe ich mich intensiver mit einigen Glaubenspunkten beschäftigt, besonders mit der Prophetie. Mit einem Freund sind wir zu einem bekannten Adventistenprediger gefahren, der sich angeblich gut auskennen sollte. Wir hatten einige spezielle Fragen. Seine Erklärungen waren wiederum so ungenau und unklar — er zeigte uns mehrere protestantische Bücher und erklärte uns protestantisches Verständnis von der Prophetie — und erzeugten eher noch mehr Durcheinander, als sowieso schon da war.

Er kannte sich offensichtlich nicht besonders tief aus. Ich war sehr enttäuscht.

In dieser Zeit habe ich gehört, daß ein anderer Freund zu einer gewissen Wright- und Meyer-Bewegung gegangen sei und die Adventisten verlassen habe. Am liebsten wollte ich ihm gleich schreiben, daß er nicht so einen Unsinn machen sollte. Aber ich wollte nicht vorschnell sein, sondern warten, bis ich sichere Nachricht über den Gemeindeaustritt hätte.

Wenige Tage später habe ich mich in Stuttgart aus rein freundschaftlichen Gründen mit Andreas Dura getroffen. Er war schon von Jugend auf in der gleichen Adventjugend gewesen wie ich. Aber wir waren sehr verschieden. Als wir uns jetzt nach recht langer Zeit wieder trafen, habe ich ihn sofort gefragt, was er mache und wie es ihm gehe. Natürlich wollte ich wissen, wie es ihm in der Gemeinde geht. Als er mir erzählte, daß er bei einer Gruppe sei, die Wright- und Meyer-Bewegung genannt würde, da wollte ich gleich mehr wissen. Zuerst etwas zurückhaltend, aber dann doch einfach und klar, erzählte er mir über den Charakter Gottes, über die Vergebung von Sünde und über die Adventgeschichte. Innerhalb dieses Gesprächs, das vielleicht 2-3 Stunden dauerte, wurden wesentliche Fragen, die ich oben beschrieben habe und die mir nie beantwortet worden waren, geklärt. Die Botschaft vom Charakter Gottes war in kurzer Zeit in mein Herz gedrungen. Ebenso war mir endlich klar, was Sündenvergebung eigentlich ist — daß es eine richtige Reinigung ist. Von diesem Zeitpunkt an wollte ich immer mehr von der Botschaft kennenlernen. Mir wurde auch klar, daß meine Sünden noch nicht sicher vergeben waren.

Inzwischen hatte ich meinen Studienort gewechselt und wohnte in Mannheim. Eines Tages saß ich bei der Stadthalle in Heidelberg. Ich hatte Pause. In dieser Zeit habe ich das Büchlein *Das annehmbare Bekenntnis* gelesen. Mein Zustand wurde mir richtig deutlich, und ich habe mich nochmals völlig Gott übergeben und im Glauben das neue Herz angenommen. Ich wollte einfach sicher sein. Veränderungen waren nicht sofort zu sehen, aber später konnte ich immer mehr Erfahrungen bezeugen, in denen Gott mich von Charakterfehlern befreit hatte:

Zum Beispiel die Rebellion gegen meine Eltern, die ich zwar sehr liebte, aber über die ich mich auch furchtbar aufregen konnte — besonders über meinen Vater. Immer wieder hat er mir Büchlein und Hefte angeboten, die ich nicht lesen wollte, bis ich einmal gesagt habe: „Das interessiert mich einen feuchten Dreck!“ Das hat mir schrecklich leid getan, denn so haben wir nie zu unseren Eltern geredet. Ich habe mich bei der nächsten Gelegenheit ins Gebet zurück-

gezogen und mich anschließend bei meinen Eltern sehr entschuldigt. Ich kann bezeugen, daß ich seither eine ganz andere Einstellung habe und kein einziges Mal mehr in Rebellion gefallen bin. Das alles ist vielleicht 15 Jahre her.

Ich verstehe und liebe den Sabbat jetzt ganz anders. Tatsächlich ist es mit Abstand der schönste Tag der Woche.

Und wie ist das mit Jungen und Mädchen? Ich glaube, daß da noch viel zu lernen ist. Mit meiner jetzigen Frau und mir war das so: Bevor eine körperliche Gemeinschaft oder auch eine Zärtlichkeit überhaupt in Frage kam, wollte ich absolut sicher sein, daß bestimmte Voraussetzungen gegeben sind: Hat sie ein neues Herz? Hat sie es durch die Taufe bezeugt? Will sie Gottes Weg ohne Rücksicht auf sich selber gehen? Paßt sie zu mir? Als diese Dinge alle klar waren — erst dann war es klar, daß wir zusammengehörten. Hier hatten Zärtlichkeiten ihren Platz. Als nächstes stand das öffentliche Zeugnis dafür, daß Gott uns zusammengeführt hat — die Hochzeit. Und erst jetzt war der Platz der körperlichen Gemeinschaft. Die Verbindung mußte auf den Grundsätzen Gottes ruhen.

Die Frage von damals war also beantwortet. Ich sollte weniger fragen: „Was ist erlaubt?“ — sondern vielmehr: „Sind die Grundsteine für eine glückliche, segensreiche Ehe gelegt?“ — und erst dann sind Zärtlichkeiten wirklich ein Segen.

In meinen größten Problemen mit mir selber und mit meinem Charakter hat mir Gott sehr viel geholfen. Ich muß bezeugen, daß die Botschaft das erreicht hat, was sie versprochen hat.

Joachim Schwarz